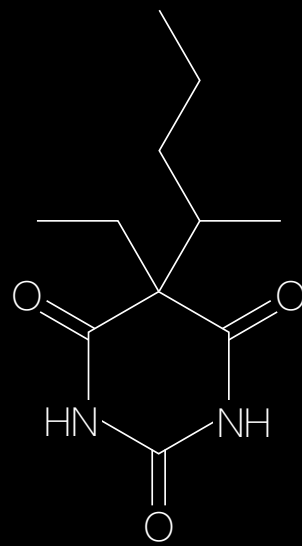


bref

Das Magazin der Reformierten N° 17/2016 - 16. September



Vom Sterben heute

- 10 Eine Exit-Vertreterin und ein Theologe über Sterben, Suizid und Seelsorge
Von Oliver Demont und Andrea Aebi

Camenisch

- 19 Simmental

- 20 «Flügge, halt die Klappe!»
Theologe und *bref*-Autor
Tobias Zehnder antwortet
auf Erik Flügges Kritik am
Kirchensprech

Kafi Freitag

- 23 Generation Weichspüler

Wussten Sie dass, ...

- 23 die Reformatoren den Bischof
durch den Minister ersetzt haben?
Von Peter Opitz

1 von 2,3 Millionen

- 25 Sabine Jaggi arbeitet bei der
Fachstelle Migration der
Kirchen Bern-Jura-Solothurn.
Menschen aus anderen
Kulturen begegnet sie dabei
mit viel Humor

Nachrichten aus reformierter Sicht

- 27 Die wichtigsten Ereignisse im
Überblick
- 29 Toleranz ist ein zurzeit viel
verwendeter Begriff. Was er genau
bedeutet und woher er kommt,
hat der deutsche Kardinal Karl
Lehmann in einem Buch erläutert
Von Klara Obermüller

Reaktionen

- 30 Zuschriften der Leserschaft

Der ehrliche Klappentext

- 31 Emmanuel Carrère hat als
Agnostiker eine Hommage
auf das Christentum geschrieben.
Herausgekommen ist eine
inspirierende Lektüre
Von Hans Jürgen Lütbl

Prousts Fragebogen

- 32 Manuel Stahlberger stellt sich
dem Fragebogen aus der Zeit der
Pariser Salons

Wer Stephan Hilles
wahre Geschichte
über den Suizid
eines Ehepaars liest,
wird am Ende
innehalten und
denken, dass
ein schnelles Urteil
ein Ding der
Unmöglichkeit ist.

Seite 3

Eine 70jährige Dame, die sich in fünf Wochen das Leben nehmen will, stellt man sich anders vor. Flink, vergnügt und beinahe etwas aufgekratzt nimmt sie die Stufen zur Wohnung im vierten Stock. «Ich muss jetzt erst mal aus meinen hochhackigen Schuhen raus», sagt Edith Stäheli beschwingt im Treppenhaus. Eine kleine, quirlige, elegante Frau. Man würde sie deutlich jünger schätzen. Edith Stäheli wirkt keineswegs lebensmüde, und sie ist es auch gar nicht. Aber sie hat sich entschieden. Ihr Mann, Peter Stäheli, ebenfalls 70, steigt hinter ihr ernst und steif die Treppen hinauf. Seinen Morbus Parkinson, den Grund für den geplanten gemeinsamen Freitod, sieht man ihm auf den ersten Blick nicht an. Er steht etwas wackelig auf den Beinen. Es ist der 7. März 2015. Unser erstes Treffen. Stähelis haben sich um wenige Minuten verspätet. Sie waren mit Freunden zum Mittagessen verabredet. Die Freunde haben sie nach Hause gebracht. Nach Pratteln, einem Vorort von Basel.

Von jetzt an gerechnet, ab dem 7. März, wollen Edith und Peter Stäheli noch fünf Wochen leben. Höchstens. Den genauen Termin weiss das Ehepaar noch nicht. «Es muss einfach vor dem 15. April passieren», sagt Edith Stäheli. Dann würde sie 71 Jahre alt werden. Die Vorstellung, an diesem Tag Gratulationen und Geburtstagswünsche entgegennehmen zu müssen und doch kurz darauf aus dem Leben zu treten, ist für sie wie für ihren Mann unerträglich. Die Entscheidung steht. Irgendwann zwischen dem 5. April, Ostersonntag, und dem 15. April. «Wir gehen sicher nicht am Osterwochenende. Wir möchten nicht, dass unser Sohn sein Leben lang Ostern mit dem Tod seiner Eltern verbindet», sagt Edith Stäheli. Für ihn, Patrick Stäheli, 37, den einzigen Sohn, wollen die Eltern es so erträglich wie möglich machen. «Das ist für uns der wunde Punkt», sagt die Mutter. Sie ist kerngesund. Der Sohn ist mein guter Freund. Eltern und Sohn heissen in Wahrheit anders.

* * *

Vor gut zehn Jahren fängt der Parkinson langsam an, sich in Peter Stäheli auszubreiten. Dank Medikamenten kann Stäheli den Verlauf verlangsamen; lange Jahre spürt der ehemalige Banker keine grösseren Einschränkungen. Dann, im Sommer vor zwei Jahren ein grosser Schub. Auslöser ist ein psychisches Trauma: der Konkurs eines kleinen Hightech-Unternehmens. Peter Stäheli ist dort Verwaltungsratspräsident. Die Firmenpleite ist sein persönlicher Scherbenhaufen. Und neue Nahrung für den Parkinson in seinem Körper. «Ich hatte plötzlich Verkrampfungen im ganzen Körper. Vom Genick an, über Schultern, Kreuz, Beine, bis in die Zehenspitzen.» Zur Illustration fährt der 70jährige mit den Händen den ganzen Körper entlang. «Diese Krämpfe sind unerträglich.» Nur starke Schmerztabletten helfen noch. «Die Krankheit schweisst uns noch mehr zusammen», sagt Edith Stäheli. «Der körperliche Verfall meines Mannes wurde immer schlimmer. Wir mussten die Dosis der Medikamente von

Woche zu Woche erhöhen.» Die Krankheit bestimmt mehr und mehr das Leben der Stähelis. Jeden Tag die Frage: Was geht noch, was geht nicht mehr?

Stäheli merkt jetzt, im Frühjahr 2015, dass er beim Autofahren den Schulterblick nicht mehr schafft. Er muss aufpassen, dass er im Fuss, der das Gaspedal bedient, keinen Krampf kriegt. Er fährt nur noch kurze Strecken, zum Bäcker zum Beispiel. «Aber eigentlich sollte ich besser gar nicht mehr fahren.» Doch damit würde er seinen Bewegungsradius extrem einschränken. «Nach einem halben Kilometer zu Fuss ist Schluss. Dann verkrampft sich alles.»

Peter Stähelis grösste Einbusse an Lebensqualität: Er kann nicht mehr Golf spielen. Die grosse Leidenschaft des Ehepaars. Damit fällt für die Stähelis nicht nur ein Hobby weg, sondern auch ein ganzer Freundeskreis, der sich regelmässig auf dem Golfplatz trifft. Auch unmöglich: die Gartenarbeit und Pflege der manns-hohen Buchsbäume, Wacholdersträucher und Lebensbäume auf der riesigen Dachterrasse. Als Unternehmer ordnet Peter Stäheli das Leben in Plus und Minus. Seine Bilanz ist düster: «Wenn man dazu verurteilt ist, nur noch im Sessel zu sitzen, Zeitung zu lesen, und einem auch das noch Mühe bereitet, dann ist das kein Leben mehr, wie man es früher genossen hat.» Aufhalten lässt sich die Krankheit nun nicht mehr. Mit der Zeit würde er unweigerlich einen Rollator, später einen Rollstuhl brauchen. Irgendwann schliesslich bliebe nur das Bett. All das will Peter Stäheli auf gar keinen Fall. Schon aus Rücksicht auf seine Frau. Was Peter Stäheli plant, heisst in der Fachsprache Bilanzsuizid. Ein Weiterleben hat für ihn keinen Wert. Und ohne ihn habe auch ihr Leben keinen Wert mehr. Sagt die Frau. «Ich würde es nicht ertragen, heimzukommen und allein zu sein.» Und: «Ich weiss, es ist ein zutiefst egoistischer Gedanke, aber er ist von Liebe getragen.»

In unserem Gespräch fällt immer wieder das Wort «Selbstbestimmung». Das Vorhaben der Eltern wird für ihren einzigen Sohn zur grössten Prüfung seines Lebens. Von jetzt an, ab dem 7. März 2015, bleiben ihm und seinen Eltern nur noch knapp fünf Wochen. Den elterlichen Plan trägt der 37jährige nun bereits ein halbes Jahr mit sich. Eine Last, die ihn schier erdrückt. Der Wunsch von Edith und Peter Stäheli, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden, reift im Herbst 2014 zu einem klaren und definitiven Entschluss. Der Sohn hat die gesundheitliche Verschlechterung bei seinem Vater mitbekommen. Von Zürich aus ist es nur eine Stunde bis zu seinem Elternhaus. Er ist häufig zu Besuch. Vor ein paar Wochen ist er mit seiner Freundin und dem zweijährigen Sohn von Zürich nach Köln gezogen. Er arbeitet dort bei einer TV-Produktionsfirma. Ihre Entscheidung wollten Peter und Edith Stäheli ihrem Sohn im Herbst vor zwei Jahren möglichst schonend beibringen. Nur, wie sollen ein nicht sterbenskranker Vater und die kerngesunde Mutter dem einzigen Sohn verständlich machen, dass sie sich in einem halben Jahr umbringen werden? «Für Patrick hat sich das Glas mit Informationen immer mehr gefüllt», sagt Peter Stäheli. Die Eltern deuten immer

wieder an, die Wohnung verkaufen zu wollen. Vor neununddreissig Jahren haben sie die Dachgeschosswohnung gekauft. Zwei Jahre später, 1977, kommt Patrick auf die Welt. Er wächst in dieser Wohnung auf. Wenn er zu Besuch ist, schläft er in seinem früheren Kinderzimmer. Nebenan steht ein Kinderbett für den zweijährigen Enkel Simon. Die Grosseltern lieben ihn heiss und innig; sie würden ihn viel lieber öfter sehen.

* * *

An einem Abend im Oktober 2014 kommt das Gespräch mit dem Sohn in der elterlichen Wohnung wieder einmal auf die Krankheit des Vaters. «Ich werde schon sehr bald die Dinge, die ich mag, nicht mehr tun können», sagt Peter Stäheli an diesem Abend. Irgendwann werde er die Treppe in den vierten Stock nicht mehr schaffen. Einen Lift gibt es nicht. Der Vater sagt: «Wir werden die Wohnung verkaufen.» Pause. Die Mutter fügt hinzu: «Und wir suchen keine neue mehr.» Patrick versteht nicht recht. «Wie, ihr sucht keine neue Wohnung? Wie meint ihr das?» Dann fallen zwei entscheidende Sätze: «Papi hat sich entschlossen, seiner Krankheit ein Ende zu setzen.» Schweigen. Die Mutter fügt an: «Und ich werde mit ihm gehen.» Der Sohn bricht zusammen. Er betrinkt sich an diesem Abend fürchterlich. «Kanonenvoll war er», erinnert sich die Mutter. Ihr Mann liegt für den Rest des Abends mit Krämpfen auf dem Sofa, während sie versucht, den Sohn zu beruhigen.

Für den 37jährigen ist dieser Abend im Oktober 2014 der Beginn eines monatelangen Wechselbads der Gefühle: Erst Schock und Sprachlosigkeit. Dann Wut und grosse Traurigkeit. Emotionaler Ausnahmezustand. Wut darüber, dass seine Eltern nach siebenunddreissig gemeinsamen Jahren einfach so einen Schlussstrich ziehen werden. Sich aus seinem Leben verabschieden. Noch lange versucht er, seinen Eltern Alternativen aufzuzeigen: «Wolltet ihr nicht noch die Pinguine auf Feuerland sehen? Warum macht ihr nicht lange Reisen? Warum nicht in eine Parterrewohnung umziehen und gute Bücher im Sessel lesen?» Der Vater antwortet: «Ich habe nie in meinem Leben im Sessel Bücher gelesen. Warum sollte ich jetzt damit anfangen?» Weite Reisen im Flugzeug sind für Peter Stäheli inzwischen ohnehin unmöglich. Er kann nicht mehr lange sitzen.

Patrick Stäheli wird in den Wochen und Monaten darauf klar, dass er in seinem verzweifelten Ringen um das Leben der Eltern keine Chance hat. Und dennoch: Wie soll sich ein Sohn damit abfinden, dass die gesunde Mutter mit dem kranken Vater gemeinsam aus dem Leben treten will? «Bitte, Papa, lass mir die Mami da», fleht der Sohn einmal. Krämpfe durchzucken den Vater. Die Mutter sagt in diesem Augenblick nichts. Momente eines familiären Albtraums.

Haben die Eltern ein schlechtes Gewissen gegenüber ihrem Sohn? «Ich kann das nicht eindeutig mit Ja beantworten», sagt die Mutter. Patrick habe jetzt ja seine eigene Familie, in Köln. Und die müsse so stark sein, dass die eigenen Eltern nicht mehr eine so wichtige Rolle spielten. «So, wie Eltern ihre Kinder ziehen lassen, müssen Kinder auch ihre Eltern ziehen lassen», sagt der Vater. Und wenn der Sohn die Entscheidung der Eltern nicht akzeptieren würde? «Ich würde es dennoch tun», sagt die Mutter. «Ich würde an seinen Verstand appellieren», sagt der Vater.

Aber geht das? Kann man als Sohn den Verstand bewahren, wenn die Eltern ihren eigenen Selbstmord ankündigen? Wirklich fassen kann Patrick Stäheli das alles nicht. Nur ahnen. «Es ist eine schreckliche Vorstellung, bald nicht mehr den Rückhalt der Eltern zu haben», sagt Patrick. «Ich werde meinen Fels in der Brandung verlieren.» Und er kann nichts dagegen ausrichten. «Natürlich ist die Entscheidung meiner Eltern egoistisch, aber ihr Egoismus ist ihre Brücke zu Freiheit und Selbstbestimmung.» Er fügt sich. Aber hätte er überhaupt eine Wahl? Könnte er den Suizid verhindern? Und würde er sich und den Eltern, die ihr Ableben so akribisch planen, einen Gefallen tun? Wäre es für ihn besser, die Eltern würden sich eines Tages unangekündigt das Leben nehmen? «Nein», sagt er. «So haben wir die Chance, diesen Weg sehr bewusst und positiv zu Ende zu gehen.»

Jetzt, wenige Wochen vor diesem fürchterlichen Stichtag, versucht er, nicht in lähmende Trauer zu fallen. Aus Vernunft. «Lieber will ich den Sonnenuntergang geniessen, als darüber zu trauern, dass die Sonne bald untergeht.» Und doch gelingt ihm das häufig nicht. «Ich weine oft im stillen. Aus heiterem Himmel. Im Auto oder zu Hause, in Köln.» Auslöser ist meist eine Erinnerung, ein Foto, ein Gedanke, ein Bild im Kopf. Zum Beispiel der Gedanke, dass er nie mehr den Duft von Weihnachtsgebäck in der elterlichen Wohnung riechen wird. Und, Patrick Stäheli hat grosse Angst. Vor diesem Tag, an dem seine Eltern gestorben sein werden.

Maximal vier Wochenenden sind es noch bis zu diesem Tag. So will es das von den Eltern gesetzte Zeitfenster. Die Wohnung ist bereits verkauft. Zum 1. Juli. Damit der Sohn in Ruhe räumen kann. Auch das Meissener Porzellan und das erste von zwei Autos sind verkauft. «Es ist, wie wenn man in eine Alterswohnung ziehen würde und sich vorher von vielen Dingen verabschieden müsste», sagt der Vater. «Bevor wir gehen, versuchen wir, uns von so viel Ballast wie möglich zu trennen.» Noch bleibt viel zu tun: das zweite Auto, den BMW, verkaufen, Papiere ordnen, Versicherungsdokumente sichten. Die Steuererklärung für das vergangene Jahr noch einreichen, damit sein Sohn nicht noch nachzahlen muss. Und: Die Eltern möchten ihre eigene Abdankung planen, bis ins letzte Detail und gemeinsam mit ihrem Sohn.

* * *

14. März 2015. Es ist der viertletzte Samstag im Leben der Stähelis. Der Sohn ist aus Köln angereist. Anwesend ist auch Beat Trachsler, 74. Der pensionierte Dozent für Kunst- und Kulturgeschichte in Basel hält gelegentlich Abdankungen. Ihn haben die Stähelis über gemeinsame Freunde gefunden. Denn eine kirchliche Trauerfeier kommt für sie nicht in Frage, obwohl sie gläubig sind. «Wir wollen den Pfarrer nicht in einen Clinch bringen», sagt Peter Stäheli, «die Kirche ist gegen Selbstmord, und ein Pfarrer kann nichts anderes predigen.» Die Eltern möchten nicht, dass an der Trauerfeier gesungen oder gebetet wird. Keine kirchlichen Rituale. Wieder fällt das Wort «selbstbestimmt». Daher also nun Beat Trachsler. Vor zwei Wochen hat er zugesagt.

Heute treffen sie sich, um Trauerfeier und Trauerrede zu besprechen. Der Sohn sieht den grau melierten, freundlichen 74jährigen das erste Mal. «Es ist absurd: Wir reden hier über die Farbe der Blumen, und meine Eltern sitzen neben mir.» Trachsler, ein Fremder für den Sohn, fragt ihn, wie er bisher seine Eltern

erlebt habe. Die Eltern schauen Patrick an. Dem Sohn wird es schon wieder viel zu viel. Er protestiert: «Als ob es hier um eine Festrede zum 60. Geburtstag geht.» Der Vater versucht zu vermitteln: «Aber Patrick, Herr Trachsler muss doch wissen, wie wir waren.» Der Sohn versucht, sich zusammenzureissen, geht auf die Dachterrasse und zündet sich eine Zigarette an. Hoffte, dass das Gespräch bald vorbei ist. Beat Trachsler macht sich Notizen. Zu Edith Stäheli: «Eine quirliche Frau, die gern lacht und gern erzählt.» – «Ein Feuerwerk», wirft ihr Mann noch ein. «Und er war immer mein Rettungsschwimmer, mein Rettungsring», sagt Edith Stäheli über ihren Mann Peter. «Bodenständig», notiert sich Trachsler zu Peter Stäheli.

Die Eltern möchten, dass ihre Asche nach der Trauerfeier in Basel in den Rhein gestreut wird. Von einem der Fährboote, im kleinsten Kreis. Zusammen mit einfachen, weissen Blumenblättern. Wie einen Film haben sie ihren Tod und ihre Trauerfeier im Kopf. «Es soll keine traurige Abdankung werden», sagt Edith Stäheli. Ein Grab wollen die Eltern nicht. «Wir möchten keinen Ort, an dem sich Freunde und Verwandte an uns erinnern», sagt Peter Stäheli. «Es wird uns einfach nicht mehr geben.» Beat Trachsler verabschiedet sich. Der Sohn hat sich wieder etwas gefasst. «Ich bin ihm sehr dankbar, dass er uns keine Vorwürfe mehr macht», sagt die Mutter, ohne dass Patrick es hören kann. «Aber ich wäre auch enttäuscht gewesen, wenn von ihm keine Vorwürfe gekommen wären.»

Die Eltern freuen sich auf das nächste Wochenende. Dann wird Patrick mit seinem Sohn nach Pratteln kommen. Es wird das letzte Treffen der Eltern mit ihrem zweijährigen Enkel Simon werden. Patricks Freundin, Karin, wird nicht mitkommen. Karin, Pfarrerstochter, kann mit der ganzen Situation nicht umgehen. Sie will den Plan der Stähelis weder verstehen noch akzeptieren. Wären es ihre eigenen Eltern, sie hätte sofort den Kontakt abgebrochen, hat sie gesagt. Für Patrick ist damit alles noch viel schwerer. Eine wichtige Stütze fehlt. Er fühlt sich noch mehr allein.

Am liebsten würden Edith und Peter Stäheli über die Sterbehilfeorganisation Exit in den Freitod gehen. Seit mehr als dreissig Jahren sind sie Mitglied bei Exit. Bereits im Herbst vor zwei Jahren hat sich Edith Stäheli mit einer Sterbebegleiterin der Organisation getroffen und dabei erfahren, dass Exit mit grosser Wahrscheinlichkeit ihrem Mann zum Freitod verhelfen würde, nicht aber ihr, schliesslich ist Edith Stäheli kerngesund. «Über Exit zu gehen wäre einfach die sauberste Art gewesen», sagt sie. «Aber jetzt haben wir uns anders organisiert.» Morphium und Insulin scheiden aus. Ebenso die Baretta, die seit zwanzig Jahren im Safe liegt. Bleiben nur Schmerzmittel und das krampflösende Medikament, das Peter Stäheli ohnehin gegen seinen Parkinson nimmt. Über die Monate legt er jeden Tag ein paar Tabletten beiseite. «Ohne Wissen meiner behandelnden Ärzte», betont er. Er möchte niemanden in Gefahr bringen. Die tödliche Dosis hat Stäheli inzwischen angespart. Drei Monate hat er dafür gebraucht. Dafür muss er den bestehenden Vorrat rationieren, allenfalls sogar Schmerzen aushalten, um den tödlichen Plan nicht zu gefährden.

«Es stört mich, dass das nicht legal geht. Es müsste doch einen Weg geben, dass man nicht zu solchen Tricks greifen muss», sagt Edith Stäheli. Den Ablauf des Tags ihres Freitodes

hat sie ganz klar vor Augen. «Ich werde es so machen: ein Zäpfchen und eine Tablette gegen Erbrechen einnehmen. Dann Schlaftabletten und dann eine mehrfache Überdosis der Schmerztabletten, die mein Mann gegen seinen Parkinson nimmt, das ist absolut tödlich.» Wie hoch die Dosis sein muss, haben Stähelis selbst berechnet; wie, das bleibt ihr Geheimnis.

«Ich will sterben», sagt Edith unter Tränen. «Es ist das grösste Geschenk meines Mannes, dass er warten wird, bis ich gestorben bin. Erst dann wird mein Mann hinterherkommen. Das ist unser gegenseitiges Versprechen.» Ihr Mann nickt. «Natürlich werde ich mich strafbar machen, wegen Beihilfe zum Selbstmord. Nur, es wird keine Rolle spielen, denn mich als straffällige Person wird es nicht mehr geben.» Angst davor, dass ihr Vorhaben scheitern könnte, haben sie nicht. Spätestens eine Dreiviertelstunde nach Einnahme der Schmerzmittel sollte der Herzstillstand eintreten. So der Plan. Und als allerletzte Möglichkeit ist da noch der Müllsack, den Stäheli seiner schlafenden Frau über den Kopf ziehen wird, sollte ihr Tod nicht wie berechnet eintreten. So haben es die beiden besprochen. Erst wenn Peter Stäheli bei seiner Frau keinen Puls mehr finden kann, wird auch er die Tabletten schlucken und sich mit einer Tüte über dem Kopf zu seiner Frau ins Bett legen. All diese Details erzählen sie, während der Sohn draussen ist. Er will das nicht hören. Er soll es auch nicht hören, sagen die Eltern. Ihnen aber scheint es gut zu tun, mir, einem für sie Aussenstehenden, alles zu erzählen. Sie tun dies mit einer beinahe verstörenden Abgeklärtheit.

Sehr wenige enge Freunde sind in den Plan der Stähelis eingeweiht. Widerspruch gibt es kaum. Eher Respekt. Nur eine Freundin hat versucht, Edith Stäheli von ihrem geplanten Freitod abzubringen. Vergeblich. «Es ist doch mein freier Wille. Und für mich wird es einfacher, weil mein Mann wartet, bis ich gegangen bin», sagt Edith Stäheli unter Tränen. Peter Stäheli hat erst gar nicht versucht, seine Frau zum Weiterleben zu überreden. «Ich kenne meine Frau lang genug, und ich weiss, was sie denkt.» Und, nein. Hörig sei ihm seine Frau ganz sicher nicht. Und, ja. Selbstverständlich hätte sie weiterleben können. Ohne ihn. Aber Edith Stäheli hat das von Anfang an ausgeschlossen. «Wir sind seit neunundvierzig Jahren ein Paar, und jetzt machen wir unser Leben fertig», sagt sie. Wieder Tränen. «Für mich stimmt alles.»

Weitere Besuche von mir wünschen Stähelis nicht mehr. Ihre Uhr läuft ab. Sie möchten sich jetzt ganz auf das letzte Treffen mit ihrem Enkel konzentrieren. Aber wir werden noch telefonieren. Der Abschied, beklemmend. Das nächste Mal werde ich sie tot in der Wohnung vorfinden. Ich werde ihren Sohn begleiten. So haben wir es verabredet.

* * *

Freitag, 20. März 2015. Basel. Zwei Wochen vor Ostern. Voller Freude erwarten die Stähelis ihren Sohn und ihren Enkel am Bahnhof. Der zweijährige Simon springt in die Arme seiner Grosseltern. Er liebt sie innig. Die Grossmutter heisst für ihn Nani, der Grossvater Gro. Für den Enkel soll es ein ganz normales Wochenende werden, bei Nani und Gro. Möglichst keine Abschiedsstimmung. Die Grosseltern haben ein kleines buntes Stoffzelt gekauft. «Wir haben das ganze Wochenende darin gespielt», erzählt Edith Stäheli später am Telefon. Sehr anhänglich sei der Enkel gewesen. Nur von der Nani habe er sich wickeln lassen. «Irgendetwas muss

er doch gespürt haben, vielleicht habe ich ihn auch intensiver umarmt als sonst», sagt sie. Immer wieder sei er zu ihr gekommen, habe ihr ins Ohr geflüstert: «Ich hab dich lieb.»

Zoobesuch am Samstag. Sohn Patrick hält einige Momente mit dem Handy fest: Enkel und Nani Hand in Hand vor den Flamingos. Enkel auf Nanis Arm bei der Seehundfütterung. Bei dem Gedanken, dass er dieses Bild zum letzten Mal macht, wird ihm schwer ums Herz. Die Frage nach dem Warum schiesst ihm durch den Kopf. «Warum macht meine Mutter das? Warum sagt sie jetzt nicht, dass sie solche Momente noch öfter erleben will?» Er fragt die Mutter das nicht mehr. Jetzt nicht mehr. Und schon gar nicht in Anwesenheit seines eigenen Sohnes. Aber er hofft, dass es sich zumindest die Mutter im letzten Augenblick noch einmal anders überlegt.

Nein, auch der letzte Besuch ihres Enkels Simon habe ihren Entscheid nicht in Frage gestellt, sagt Edith Stäheli später am Telefon. Sie sehe den Enkel ja ohnehin nicht oft. Vor Wochen schon hatte der Sohn die Mutter gefragt, ob sie denn nicht den Enkel Velo fahren sehen möchte. «Weisst du, Patrick, ich werde doch gar nicht erleben, wie er Velo fahren lernt», lautete ihre Antwort. Durch den Umzug ihres Sohnes aus der Schweiz nach Köln sei die Verbindung gekappt, sagen beide Eltern. Ihre Perspektive klingt brutal. Als Grosseltern fühlen sie sich überflüssig. Es ist nicht als Vorwurf gegenüber dem Sohn gemeint. Das Wochenende mit Sohn und Enkel hat Peter Stäheli sehr aufgewühlt. Nachts krümmt er sich vor Krämpfen im Bett. Als sich am Sonntagabend hinter Sohn und Enkel die Zugtür schliesst, stehen den Stähelis auf dem Bahnsteig die Tränen in den Augen. Winken, bis der abfahrende Zug nur noch ein kleiner Punkt ist.

Erstmals manifestiert sich das Gefühl der Finalität. Dieses «Nie mehr». Der unwiederbringliche Moment, den Enkel in den Armen zu halten: «Wir haben ein Stück von uns verloren, nein, preisgegeben», sagt Peter Stäheli am Telefon. Die Eltern versuchen, sich mit dem Gedanken zu trösten, den Sohn am nächsten Wochenende wiederzusehen. Am Wochenende vor Ostern. Dann zum letzten Mal. Auf der Zugfahrt nach Köln erreicht Patrick eine Whatsapp-Nachricht der Mutter: «Wir sind traurig. Vermissten euch.» Patrick ist völlig ausgelaugt. Seit Wochen kommt er nicht zur Ruhe. Gewissensbisse und ein Gefühl der Ohnmacht plagen ihn. Macht er alles richtig? Müsste er sich nicht doch stärker gegen die Entscheidung der Mutter stemmen? Könnte er den Freitod vielleicht doch verhindern? Das Ruder irgendwie noch herumreissen? Am Ende ist der Sohn mit diesen Fragen auf sich allein gestellt. Alpträume plagen ihn. Er reibt sich auf. «Und doch komme ich immer wieder zu dem Schluss, dass es meine Aufgabe ist, die Entscheidung der Eltern zu respektieren», sagt Patrick. Im Streit zu scheiden wäre das Schlimmste, was jetzt passieren könnte.

* * *

Eine Woche später. Samstag, 28. März 2015. Das letzte Wochenende vor Ostern. Und das letzte Treffen von Eltern und Sohn in Pratteln. Es steht ein gemeinsamer Termin beim Anwalt an. Der Vater würde noch gern in den Gelben Seiten nach einem Bestatter suchen. Da platzt Patrick der Kragen: «Ich werde nicht eure Bestattung organisieren, solange ihr am Leben seid.» Dann eine kleine Überraschung: Karin, die Freundin von Patrick, möchte

seine Eltern nun doch noch einmal sehen, sich verabschieden. Die Eltern und Patrick freuen sich. Aber es bringt den Zeitplan durcheinander. Sie verschieben den endgültigen Abschied um eine Woche auf Ostersonntag. Eine Woche später. Ostersonntag, 4. April 2015. Für ein Mittagessen reisen Patrick, Karin und Sohn Simon von Köln in die Schweiz. Mit dem Auto, um noch ein paar Sachen mitzunehmen. Viele Tränen. «Ich habe meinen Vater noch nie so weinen sehen», erzählt Patrick später am Telefon. «Ja, das ging ans Herz», sagt auch Peter Stäheli. Er habe sich ins Bett legen müssen, erzählt er. Krämpfe. Alle, der Sohn, die Freundin, seine Frau hätten sich dazugelegt. Ein letzter intensiver Moment des Familienzusammenhalts. Nach vier Stunden wieder Abreise. Tränen. Umarmungen. Plötzlich ist er da, der definitive Abschied. Abfahrt. «Es war ein schreckliches Gefühl, die Eltern ein letztes Mal zu sehen», sagt Patrick. «Aber es war ein harmonischer Abschluss für alle. Es hätte nicht besser laufen können.» Bevor Sohn Simon auf dem Rückweg nach Köln im Auto einschläft, will er wissen, warum die Eltern weinen. – «Weil wir traurig sind.»

* * *

Ostermontag, 6. April 2015, ein Anruf von Peter Stäheli. «Herr Hille, wir haben jetzt den Termin festgelegt: Am Donnerstag, den 9. April, werden wir verreisen.» So umschreibt Peter Stäheli den Stichtag, an dem seine Frau und er den lang geplanten Selbstmord in die Tat umsetzen wollen. Neben Stähelis weiss nun nur ich das Datum. Eine Absprache zwischen den Eltern, dem Sohn und mir. Patrick will und soll den genauen Tag nicht im Vorfeld erfahren. Er muss sich schützen. Auch, um nicht in Zwiespalt zu geraten und vielleicht doch noch in letzter Minute das Vorhaben der Eltern zu verhindern. Aber er weiss, dass es ab jetzt jeden Tag passieren kann. Wenn ich am Freitag früh, 10. April, Stähelis telefonisch nicht mehr erreiche, werden sich Patrick und ich auf den Weg nach Pratteln machen. Entgegen der wichtigsten journalistischen Grundregel bin ich längst Teil dieser Geschichte geworden.

* * *

Freitag früh, 10. April 2015. Eine SMS von Patrick: «Ich habe das Gefühl, es ist passiert.» In Pratteln gehen Stähelis nicht mehr ans Telefon. Kurzes Telefonat nach Köln. Patrick verspricht, sich auf den Weg zu machen, aber erst am Nachmittag. Er muss noch arbeiten. Warum nur kann er nicht alles stehen und liegen lassen? Wegen eines Feuerwehreinsatzes geht am Kölner Hauptbahnhof stundenlang nichts mehr. Per SMS kündigt Patrick seine Ankunft für 22 Uhr an. «Ich habe Angst vor dem, was kommt», schreibt er. 22 Uhr 30. Wir stehen vor dem Haus in Pratteln. Hinter den dichten Bäumen auf der Dachterrasse brennt Licht. Die Wohnung im vierten Stock scheint hell erleuchtet. Wir wissen: Dort oben liegen zwei Leichen. Erst einmal rauchen. Gedanken sammeln. Wir drücken uns vor dem Anruf bei der Polizei. Schliesslich wählt Patrick den Notruf. Knapp sechs Minuten dauert das Gespräch. Personendaten durchgeben, die Krankheit des Vaters erklären. Begründen, warum er, obwohl im Besitz eines Schlüssels, nicht ohne Polizei in die Wohnung möchte.

Endlich, eine Polizeistreife fährt vor. Ein junger Polizist und eine junge Polizistin. Erneut erklärt der Sohn, dass er Angst habe, die Wohnung zu betreten. «Jetzt gehen Sie mal nicht gleich vom

Schlimmsten aus», versucht der Polizist zu beruhigen. Dann endlich verschwinden die Polizisten im Treppenhaus. Patrick und ich warten vor dem Haus. Eine gefühlte Ewigkeit. Dann erscheint die Polizistin: «Ich habe zwei Nachrichten. Ihre Mutter ist leider verstorben, Ihr Vater ist ansprechbar. Es tut mir leid.»

Der Satz der Polizistin zieht uns den Boden unter den Füssen weg. Auf diese Nachricht waren wir nicht vorbereitet. Der Schock lähmt uns. Ein einziger Gedanke hämmert in meinem Kopf: Das darf nicht wahr sein! Ein Gefühl von Ohnmacht, Horror und Fassungslosigkeit. Patrick bricht zusammen. Rettungssanitäter und Notarzt eilen an uns vorbei. «Papa, was hast du nur getan?» entfährt es dem Sohn. Im gleichen Moment schämt er sich dafür. Minuten vergehen. Ruhig atmen. Sammeln. In den vierten Stock steigen. Peter Stäheli liegt im Flur. Auf dem Rücken. Im Delirium. Er hängt bereits am Tropf. Flatternder Blick. Ein Nuscheln. «Bitte ... allein lassen.» Der Notarzt sagt zum Sohn: «Sie müssen sich keine Sorgen machen, Herr Stäheli. Ihr Vater wird durchkommen.» Wieder dieser Gedanke: Das darf nicht wahr sein! Patrick beugt sich über den am Boden liegenden Vater, streichelt ihn. Abtransport. Kantonsspital. Der Sohn verspricht dem Vater, nachzukommen. Die Polizisten übernehmen: «Bitte nichts anfassen.» Im Schlafzimmer im Bett die Mutter. Wie aufgebahrt. Friedlich. Ein schwarzer Müllsack liegt neben ihr im Bett. Im Flur Polizeifunk. Die Polizistin sagt zu Patrick: «Wenn Sie sich von Ihrer Mutter verabschieden wollen, dann besser jetzt. Gleich wird hier viel los sein.» Ruhe vor dem Sturm. Personalien aufnehmen. Dann treten auf: ein Polizeifotograf, ein Forensiker, ein Gerichtsmediziner, eine Staatsanwältin. Spurensicherung und Kripo sind unterwegs. Wohnungs- und Hausschlüssel an die Polizisten abgeben. «Wir melden uns bei Ihnen.» Patricks Gedanken kreisen um den Vater. «Papa tut mir leid.»

Ab ins nahe Kantonsspital. Notaufnahme. Eine Polizeistreife ist bereits vor Ort. Patrick darf kurz zu seinem Vater, ein Polizist ist dabei. Der Vater bittet den Sohn, zu helfen. Er will Tabletten. «Das geht nicht», sagt Patrick. «Wo ist Mami?» fragt Peter Stäheli. «Die Mami ist tot.» Ob der Vater verstanden hat? Er ist in einem schweren Delirium. Das einzige, was er zwischendurch klar sagen kann: «Ich tue es gleich wieder.» Dann wieder Dämmerzustand. Die grösste Sorge des Sohnes: dass sein Vater jetzt gaga wird. Ein Pflegefall. Nichts ist in diesem Moment klar, ausser dass der GAU eingetreten ist: Die gesunde Mutter tot, der kranke Vater lebt. So viel scheint festzustehen: Peter Stäheli wird den Suizidversuch wahrscheinlich überleben. Wie es weitergeht? Völlig ungewiss. Es ist 3 Uhr in der Nacht. Krankenschwestern tuscheln. Es spricht sich schnell herum, dass etwas Schreckliches passiert sein muss. Die Polizei bittet den Sohn, vorläufig im Krankenhaus zu bleiben. Es fällt auf, dass Patrick und ich nicht mehr ungestört miteinander reden können. In unserer Nähe immer ein Polizist. Ich fahre ins Hotel. An Schlaf ist nicht zu denken.

* * *

Um 5 Uhr in der Früh klingelt mein Handy. Am anderen Ende der Leitung ein Korporal der Kriminalpolizei des Kantons Basel-land. Ob ich am Morgen um 11 Uhr zur Einvernahme kommen könne. Es ist mehr Aufforderung als Frage. «Wird gegen mich ermittelt?» frage ich. «Nein», sagt der Ermittler. Ich entgegne,

dass ich am Vormittag den Sohn, meinen Freund, unterstützen müsse. «Nicht nötig, der wird gleichzeitig von der Staatsanwaltschaft befragt», erklärt der Kriminalist. Also gut. Frühmorgens trifft Patrick im Hotel ein. Eine Streife bringt ihn. Der Schock sitzt schwer in den Gliedern. In ein paar Stunden schon der Termin bei Polizei und Staatsanwaltschaft. Müssen wir uns Sorgen machen? Haben wir uns vielleicht doch strafbar gemacht? Nach drei Stunden unruhigen Schlafs klingelt der Wecker. Patrick erreicht den Anwalt des Vaters. Wir können ihn treffen. 10 Uhr 30, Parkplatz von Kantonspolizei und Staatsanwaltschaft. Auch der Anwalt, ein guter Freund von Peter Stäheli, ist geschockt. Er war in den Plan der Stähelis eingeweiht. Auch er hat mit diesem Ausgang nicht gerechnet. Sein einziger Rat an den Sohn und mich: «Machen Sie reinen Tisch.»

Polizei und Staatsanwaltschaft ermitteln in einem «aussergewöhnlichen Todesfall». Sechs Stunden dauert die getrennte Einvernahme. Der Kriminalpolizist protokolliert jeden Satz. Im Zentrum die Frage: Ist Edith Stäheli aus freien Stücken verstorben? Soweit ich das beurteilen kann: Ja. Ich habe die ersten Gespräche mit den Eltern mit einer Kamera aufgezeichnet. Diese Aufnahmen werden sich nun als Schatz erweisen. Auf Bitten der Polizei stelle ich sie den Ermittlern zur Verfügung. Um Peter Stäheli vom Verdacht der Beihilfe am Tod seiner Frau zu entlasten. Und um jeden möglichen Verdacht auszuräumen, dass er seinen Selbstmord nur habe vortäuschen wollen und extra eine zu geringe Dosis an Tabletten genommen haben könnte. Das Ehepaar hat sich gegenseitig zu Alleinerben erklärt. Damit steht Peter Stäheli im Fokus der Ermittlungen. Für Polizei und Staatsanwaltschaft scheint der Fall längst nicht klar. Und zur Ermittlungstaktik gehört auch, sich nicht in die Karten schauen zu lassen. Der Ermittler ist sehr freundlich. Aber ob er meinen Schilderungen Glauben schenkt, verrät er nicht. Seine letzte Frage, nach fünfeinhalb Stunden Einvernahme, bringt mich aus der Bahn: Ob ich sicher sei, dass Patrick und ich vor dem Eintreffen der Polizei nicht in der Wohnung gewesen seien. Man habe am Leichnam der Mutter Schleifspuren gefunden, die darauf hindeuten könnten, dass Edith Stäheli möglicherweise erst nach ihrem Tod ins Bett gehievt worden sei. Und dies, so glaubt der Ermittler, könne der parkinsonkranke Mann unmöglich allein bewerkstelligt haben.

Peter Stäheli selbst ist noch nicht vernehmungsfähig. Er liegt noch immer im Dämmerzustand im Kantonsspital. Er ist ansprechbar, aber er phantasiert. Spricht sehr undeutlich. Und er sieht Dinge durch sein Spitalzimmer fliegen. Noch immer sind zwei Polizeibeamte vor Ort. Der behandelnde Arzt ist zuversichtlich, dass der Vater wieder zu vollem Bewusstsein kommt. Aber sicher ist nichts. Noch ist er nicht ausser Lebensgefahr. Die Dosis an Tabletten, die er geschluckt hat, muss sehr, sehr hoch gewesen sein. Am nächsten Tag wird er in die geschlossene Abteilung der kantonalen psychiatrischen Klinik überführt. Intensiv-Pflegestation B1. Fürsorgerische Unterbringung. Noch immer lässt Peter Stäheli Ärzte und Pflegepersonal wissen: «Ich werde es gleich wieder tun.» Eine Woche später.

* * *

Samstag, 18. April 2015. Psychiatrie Baselland in Liestal. Ein fünfstöckiger grauer Betonklotz auf Stelzen. Im Garten ein kleines Café mit einfachen Tischen unter Sonnenschirmen. Ganz am

Rand in einer der Ecken sitzen Peter Stäheli, Sohn Patrick und Freundin Karin. Alle essen Eis. Es wird gelacht. Entspannte Stimmung. Ein idyllisches Bild. Und ein Hauch von Normalität. Peter Stäheli freut sich, mich zu sehen. Er ist wieder fast klar im Kopf. Es geht ihm von Tag zu Tag besser. Und er kann sich an alles erinnern. Bis zu dem Moment, als er an jenem Abend vor einer Woche selbst die Tabletten schluckte – «doppelt so viel wie die Mami» – und einschlief. Was danach passierte, ist ein schwarzes Loch. Bald wird die Polizei auch ihn vernehmen. Vater und Sohn gehen die wichtigsten Fragen durch: «Hat Mami die Tabletten selbst genommen?» – «Ja.» – «Ist sie im Bett gestorben?» – «Ja.» – Woher dann die Schleifspuren?» – «Nachdem sie tot war, habe ich sie an den Achseln genommen und versucht, höher ins Bett zu legen.» – «Wofür der Müllsack?» – «Den hatte ich mir über den Kopf gezogen. Blöderweise muss ich ihn wieder weggenommen haben, bevor ich einschlief.» – «Wie kamst du in den Flur, wo dich die Polizei gefunden hat?» – «Ich weiss es nicht.»

Der Vater ist müde. Sohn und Freundin bringen ihn hoch auf sein Zimmer. Beide müssen am nächsten Tag zurück nach Köln. Patrick hatte sich bei der Arbeit in Köln abgemeldet. Den Vater eine Woche lang täglich in der Klinik besucht. «Das ist jetzt unsere Zeit», sagt Patrick. Noch nie habe er sich mit seinem Vater so verbunden gefühlt. «Papa hat sich immer zurückgenommen. Er hat sein Leben lang das Parkett verlegt, auf dem meine Mutter Ballett tanzen konnte», beschreibt Patrick die Ehe der Eltern. «Aber jetzt kann ich für Papa da sein. Er kann sich jetzt fallen lassen.» Wie es genau weitergeht, ist noch unklar. Aber Vater und Sohn haben eine Abmachung: «Wir werden noch ein Chateaubriand essen und dazu ein Bier trinken, in Freiheit.»

* * *

Einen Tag später. Sonntag, 19. April 2015. Zu Besuch bei Peter Stäheli. Auf der geschlossenen Psychiatrie B1. Erstmals treffe ich den Vater allein, ohne Sohn. An seinem Freitodplan hält er fest. «Ich bin ein gestorbener Mann», sagt er, «mich gibt es nicht mehr.» Vor vier Tagen wäre seine Frau 71 Jahre alt geworden. «Ich habe viel geweint.» Nicht ihr Tod schmerzt ihn, sondern dass er nicht mit ihr gehen konnte. «Immerhin konnte ich meine Frau vor ihrer grössten Sorge, allein zu überleben, bewahren», sagt er. «Ich habe mein Versprechen ihr gegenüber eingehalten.» Nun will er so schnell wie möglich hinterher. «Ich vermisse sie. Unsere Ehe ist ein neunundvierzig Jahre altes Kunstwerk, und das darf man nicht auseinanderreißen.»

Peter Stäheli will nun über die Sterbehilfeorganisation Exit in den Freitod gehen. Doch dafür muss er raus aus der geschlossenen Psychiatrie. Aber solange dort die Ärzte annehmen müssen, dass Stäheli sich weiterhin das Leben nehmen möchte, können sie ihn nicht entlassen. Also muss er sich taktisch schlau verhalten. Gegenüber den Ärzten tut Stäheli nun so, als habe er seinen Plan, sich das Leben zu nehmen, aufgegeben. Zum Abschied spielen wir eine Partie Tischtennis. Neben uns am Tisch taucht plötzlich ein Bär von einem Menschen auf. «Ich mach den Schiedsrichter», murmelt der Riese immer wieder monoton und starrt ins Leere. Stäheli lässt sich nichts anmerken. Er lächelt. Grade eben hat er wieder einen Ball platziert, für mich unerreichbar. Seine Vision, mit Hilfe von Exit sterben zu können, scheint seine Lebensgeister zu wecken.

Wieder eine Woche später. Sonntag, 26. April 2015. Peter Stäheli ist der Freiheit und damit seinem Tod ein kleines Stückchen näher gekommen. Vor ein paar Tagen ist er in die offene Psychiatrie verlegt worden. Jetzt kann er sich kurz von der Klinik entfernen, er muss sich nur abmelden. Zum zweiten Mal plant Stäheli seinen Abgang. «Ich bin jetzt beim Auslaufen wie nach einem Hundert-Meter-Lauf», sagt er. Anruf bei der Sterbebegleiterin von Exit. Anruf beim Hausarzt. Der verspricht, noch am gleichen Tag die Krankenakte an Exit zu schicken. Es kann Peter Stäheli gar nicht schnell genug gehen. Doch wird Exit ihn gehen lassen? Ihm das Rezept für das tödliche Natrium-Pentobarbital ausstellen? Darüber müssen noch eine Psychiaterin und ein Vertrauensarzt entscheiden.

Eine Todesanzeige erscheint in der *Basler Zeitung*. «Mit grosser Trauer nehmen wir Abschied von Edith Stäheli.» Darunter die Angehörigen, an erster Stelle der Ehemann, dann Sohn Patrick und seine Freundin. Freunde und Bekannte, die nicht in den Plan der Stähelis eingeweiht waren und jetzt die Todesanzeige lesen, haben kaum eine Chance, Peter Stäheli zu erreichen. Die Wohnung ist noch immer versiegelt, das Handy beschlagnahmt, eine neue Handynummer unbekannt. Der Witwer Stäheli – verschollen. Ihm ist das egal. «Ich habe abgeschlossen. Das Bittere für mich: Edith ist schon in der Urne, und ich bin noch immer da.»

Das Warten auf Termine verbringt Peter Stäheli in der Psychiatrie mit Schachspielen, viel Schlafen und ein bisschen Tischtennis. Und er lernt bügeln. «So muss ich nicht malen oder schnitzen. Das ist nichts für mich.» Mitte Mai wird sein Antrag auf Entlassung aus der Psychiatrie bewilligt. Offiziell wird Stäheli zum Sohn nach Köln ziehen. Sein inoffizieller Plan: Sobald er von Exit den Termin hat, will er noch für eine Woche zum Sohn nach Köln. Und dann aus dem Leben scheiden. Im Sterbezimmer von Exit, in Zürich.

* * *

29. Mai 2015. Letzter Besuch in der Psychiatrie in Liestal. Peter Stäheli ist freudig aufgekratzt. Er darf sterben. Exit hat der Freitodbegleitung zugestimmt. Den Ärzten in der Psychiatrie hat er ein Schnippchen geschlagen. «Ich hatte grosse Zweifel, ob Exit mich nimmt. Ich könnte vielleicht noch zehn Jahre leben, aber Exit hilft mir jetzt, in einem Stadium, in dem meine weitere gesundheitliche Entwicklung absehbar ist, den Weg abzukürzen.» Stäheli hat bereits einen Termin für das «geordnete Einschlafen», wie er es nennt. Am 6. Juni werden er und sein Sohn mit dem Zug von Köln nach Zürich reisen. Dort hat Exit ein Sterbezimmer. Wieder steht der Abschied kurz bevor.

* * *

Am 3. Juni 2015 ein Anruf von Patrick. «Papa hat den Termin um einen Monat verschoben, auf den 4. Juli.» Der Anwalt von Peter Stäheli hat ihn in Köln erreicht und ein Problem gemeldet: Wenn Stäheli im Juni stürbe, könnte die Wohnung nicht rechtzeitig zum 1. Juli auf den neuen Eigentümer überschrieben werden, sondern fiel zunächst dem Sohn als Alleinerben zu. Peter Stäheli muss also den 1. Juli noch erleben, sonst verzögert sich alles. Dem neuen Eigentümer will er keine Probleme bereiten. Aus Rücksicht und Pflichtgefühl verschiebt Peter Stäheli seinen

Todestag. «Jetzt, mit der Gewissheit, in den sicheren Tod gehen zu können, kommt es auf diesen einen Monat nicht mehr an», sagt er. Stäheli will es allen recht machen. So gut er kann. Patrick freut sich. Er hat seinen Vater einen Monat länger. In Köln hat er ihm ein Appartement gemietet.

* * *

Mitte Juni. Einmal noch reisen Vater und Sohn in die Schweiz. Nach Pratteln. Die Wohnung ist inzwischen wieder freigegeben. Vater und Sohn bereiten die Räumung vor. Lauter grüne und rote Punkte kleben an den Möbeln. Alles, was einen grünen Punkt hat, wird der neue Eigentümer übernehmen. Die wenigen Möbel mit einem roten Punkt nimmt der Sohn. Den Rest wird ein Räumungsunternehmen in zwei Tagen entsorgen. Patrick Stäheli muss sich nun von seinem Elternhaus verabschieden. Von der Wohnung, in der er aufgewachsen ist. Er ist völlig am Ende, steht neben sich. Kopfweg. Die Situation schlägt ihm auf den Magen. Peter Stäheli ist bester Laune. Packt Kleidung von sich und seiner Frau umständlich in Kartons. Jeden seiner vierzig Anzüge bestaunt der Vater ausgiebig. «Wahnsinn, dieser Anzug. Praktisch nie getragen», ruft er aus dem Schlafzimmer. Aufgekratzt kommt er mit einem schneeweissen Stoffanzug über dem Arm angelaufen: «Schaut mal. Irre. So etwas findet ihr heute nirgendwo mehr.» Patrick sagt nichts. Verdreht die Augen. Ihm ist schlecht. Es bleiben ihm nur wenige Stunden, um zu entscheiden, was ihm wichtig ist und was nicht. Er hat Angst, etwas Wichtiges zu übersehen. Zwischendurch stösst er in Schränken und Schubladen auf kleine persönliche Nachrichten seiner Mutter. «Lieber Patrick, hier meine geliebten Sonnenbrillen. Herzlichst, Mama», steht auf einem kleinen Zettel geschrieben. Völlig erschöpft steigen er und der Vater am nächsten Tag ins Auto und fahren nach Köln. Das Kapitel Pratteln ist damit abgeschlossen.

Per Handy schickt Patrick Fotos aus Köln. Darauf zu sehen der Vater, lachend mit dem Enkel. Oder: Vater und Sohn Arm in Arm in Köln. Momente von Glück und Harmonie. Mit Ablaufdatum. «Tief in mir habe ich noch immer die Hoffnung, dass unser Zusammensein in Köln Papa zur Umkehr bewegen könnte», sagt der Sohn am Telefon. Aber er weiss, dass sein Hoffen vergeblich ist. Der Vater macht klar: «Ich habe eine Abmachung mit der Mami.» Einmal mehr bleibt dem Sohn nur der Versuch, den Sonnenuntergang zu geniessen.

* * *

Samstag, 4. Juli 2015. 12 Uhr 02. Bahnhof Zürich. Ein Sommertag wie aus dem Bilderbuch. Und der letzte Tag im Leben von Peter Stäheli. Vater und Sohn steigen aus dem Zug. Im Zug haben die beiden noch ein Glas Sekt getrunken. Peter Stäheli lächelt gelöst. Als wäre dies ein ganz normaler Tag. Die Vorstellung, dass dieser Mann noch an diesem Nachmittag tot sein wird, erscheint grotesk. Patrick und ich bemühen uns, Haltung zu bewahren. Auf dem Weg zu Exit suchen wir noch eine Parkbank. Sitzen. Sammeln. Patrick lehnt seinen Kopf an die Schulter seines Vaters. Schliesslich drängt Peter Stäheli zum Aufbruch. In einem unscheinbaren Haus in einem ruhigen Zürcher Wohnviertel empfängt uns die Sterbebegleiterin. Aussen kein Hinweis darauf, dass dies ein besonderer Ort ist.

Noch einmal muss Peter Stäheli erklären, dass er sterben möchte. Eine letzte Unterschrift, dann gibt ihm die Sterbebegleiterin ein Mittel, das den Magen beruhigen soll. Warten, bis das Mittel wirkt. Zwanzig Minuten, die zu einer Ewigkeit werden. Peter Stäheli wirkt völlig entspannt. Dann sagt die Sterbebegleiterin, er könne nun jederzeit ins Zimmer nebenan gehen. Dort steht ein frisch bezogenes Bett. «Gehen wir», sagt Peter Stäheli. Die letzten Umarmungen. Und viele Tränen. Dann reicht der Vater dem Sohn seine Brille, die Brieftasche und fischt noch einen Kugelschreiber aus der Hosentasche. «Den brauche ich jetzt nicht mehr.» Das Glas mit dem tödlichen Natrium- Pentobarbital leert Peter Stäheli in einem Zug, auf der Bettkante. Zwei bis drei Minuten später setzt die Wirkung ein. «So, jetzt», sagt er, legt sich hin und fällt in einen komatösen Tiefschlaf. Um 14 Uhr 18 ist Peter Stäheli tot. Friedlich eingeschlafen. Seiner Frau hinterhergereist.

* * *

Basel, drei Wochen später. Ein sonniger Vormittag. In der Mitte des Rheins stoppt die kleine Fähre. Patrick Stäheli öffnet zwei tönernerne Urnen. Er lässt die Asche von Edith und Peter Stäheli in den Rhein gleiten. Dann streut er weisse Blütenblätter. Vielleicht werden Asche und Blütenblätter in ein paar Tagen an Köln vorbeitreiben. «Hoffentlich bleiben wir nicht am ersten Brückenpfeiler hängen», hatte Edith Stäheli damals bei unserem ersten Treffen gesagt und gekichert.

Der Journalist und Autor Stephan Hille war freier Russland-Korrespondent u.a. für die *Neue Zürcher Zeitung*. Er lebt in Zürich.
www.stephanhille.ch

Dieser Text erschien erstmals im Magazin *Reportagen* 27.





Nicht durch die Blume

Ein Mann von der Kirche und eine Frau von Exit
treffen sich im Berner Rosengarten,
um über das Sterben zu sprechen. Zwei Menschen in
einem schwierigen Gespräch.

Von Oliver Demont und Andrea Aebi
Bild Roshan Adhietty

Pascal Mösli

Der Theologe Pascal Mösli (50) ist Beauftragter für die Spezialseelsorge und Palliative Care bei den Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn. Davor war er sieben Jahre lang Co-Leiter der Seelsorge am Inselspital in Bern. Mösli gilt als ausgewiesener Kenner in Fragen rund um Sterbebegleitung und Suizidprävention. Mit seinem Wissen berät er auch Organisationen und Einzelpersonen. Er lebt in Bern. *dem*

Melanie Kuhn

Die Beraterin Melanie Kuhn (41) arbeitet in Bern für die Sterbehilfeorganisation Exit im Bereich Patientenverfügung und Freitodbegleitung. Kuhn studierte Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation an der Universität der Künste in Berlin und absolvierte den CAS in psychosozialer Beratung an der Berner Fachhochschule für Soziale Arbeit. Sie lebt in Bern. *dem*

Herr Mösli, angenommen, ein Ehepaar, seit rund fünfzig Jahren zusammen, der Mann mit einer tödlichen Krankheit, die Frau gesund, kommt mit der Absicht zu Ihnen, sich zu töten. Was würden Sie als Seelsorger raten?

Mösli: Ich würde nach den Hintergründen fragen. Warum sieht es als Paar nur noch diesen Weg? Wie geht es jedem einzelnen damit? Dabei würde ich besonders auf die Zwischentöne hören, also auf das Unfertige, auf die Gefühle. Und ganz wichtig: Ich würde die Angehörigen des Paares, also die Familie, mit einbeziehen. Denn: Der Weg, den das Paar beschreiten will, ist nicht nur sein Weg, sondern auch jener der Familie. Alle sind davon betroffen.

Frau Kuhn, würden Sie als Exit-Sterbehilfebegleiterin auch diese Fragen stellen?

Kuhn: Ja, sicher. Fragen nach dem Umfeld oder der Einsamkeit stellen auch wir. Die zuvor beschriebene Situation erleben wir bei Exit oft: Ein Paar, beide sind Mitglied bei uns, ein Partner erfährt von einer tödlichen Krankheit und will sich töten, und der andere will mit ihm gehen – weil er nach langem Leben und langer Ehe nicht nochmals etwas Neues anfangen will.

Als Aussenstehender hat diese Überlegung auch etwas Verstörendes.

Kuhn: Ja, aber man muss solche Situationen in den richtigen Kontext stellen. Meist sind die Leute nach einer Diagnose geschockt und denken: Sofort mit Exit aus dem Leben scheiden. Im Gespräch setzt dann aber ein Prozess ein, in dem der assistierte Suizid, wie Exit ihn anbietet, eine Option sein kann – aber nicht muss. Es ist meine Aufgabe herauszufinden, ob jemand alle Möglichkeiten prüft.

Mösli: Ich finde das problematisch. Sie beraten eine sterbewillige Person als Vertreterin einer Organisation, deren Aufgabe es ist, den assistierten Suizid schliesslich auch durchzuführen.

Warum ist das problematisch?

Mösli: Als Seelsorger höre ich von kranken Menschen häufig die Aussage: «Ich bin bei Exit, das ist mein Plan B.» Menschen, die den Plan B aber als Option verinnerlicht haben, sind – wenn sie sich an eine Sterbehilfeorganisation wenden – oft gar nicht mehr bereit, sich auf einen ergebnisoffenen Prozess einzulassen.

Kuhn: Wir machen da eine andere Erfahrung. Es kommt immer wieder vor, dass ich merke, dass über den Plan A noch gar nie nachgedacht wurde. Gerade vor kurzem war ich bei einem Paar, das auch mit dem Wunsch zu mir kam, sich selbst zu töten. Im Gespräch kam dann heraus, dass der Mann mit seiner dementen Frau komplett überfordert war. Er wusste nicht, wie er die fremde Hilfe bezahlen sollte. Gemeinsam suchten wir nach Lösungen. Der Wunsch nach dem Plan B ist heute bei dem Paar kein Thema mehr.

Aber erfolgreich wurde Exit doch gerade, weil die Organisation den assistierten Suizid im Angebot hat.

Kuhn: Und wofür wir viel Zuspruch aus der Bevölkerung erhalten. Der Prozess ist nicht so schwarzweiss, wie viele denken. Oftmals hängt es davon ab, zu welchem Zeitpunkt eine Person zu uns kommt. Klar: Je mehr jemand bereits auf den assistierten Suizid hinsteuert, desto schwieriger wird es, gewisse Fragen und Einwände einzubringen.

Wie lange dauern solche Prozesse bei Exit?

Kuhn: Das kann einige Monate bis Jahre dauern. Unüberlegtes Handeln können wir so ausschliessen. Exit zwingt die Leute zur Reflexion. Wir respektieren aber auch den Wunsch, wenn ein Mensch sterben möchte. Mich irritiert es immer wieder, wenn gewisse Menschen einfach nicht akzeptieren wollen, dass jemand stark leidet und keine weiteren gutgemeinten Angebote mehr wünscht, sondern nur noch sterben will.

Exit berät also auch mit dem Angebot des assistierten Suizids ergebnisoffen?

Kuhn: Natürlich. Das zeigt sich auch daran, dass nur zwei Drittel der Menschen, die einen assistierten Suizid mit Exit vorbereiten, diesen dann auch tatsächlich umsetzen.

Mösli: Ich tue mich schwer mit Ihren Aussagen. Bitte verstehen Sie mich richtig: Ich zweifle nicht daran, dass Sie als Einzelperson Ihre Arbeit verantwortungsvoll machen. Aber wer in eine Klinik geht, wo über dem Eingang «Hilfe beim Sterben» steht, durchläuft einen anderen Aufenthalt, als wenn die Klinik mit «Hilfe zum Sterben» beschriftet ist. Was ich sagen will: Der Hut, den der Berater von der Organisation trägt, für die er arbeitet, beeinflusst in hohem Mass die Gedanken der Menschen, die zu ihm kommen. Bei Exit geht es dann eher um ein Abfragen, ob man sich alles auch wirklich genau überlegt hat. Ich finde es aber zentral, mit dem Sterbewilligen einen ganz offenen Weg zu gehen.

Wie könnte solch ein Weg aussehen?

Mösli: Assistierter Suizid und die Palliative Care, also leidenslindernde Massnahmen bei unheilbar kranken Menschen, sollten nicht getrennt werden. Heute bieten Organisationen wie Exit und Dignitas den assistierten Suizid an. Pflegeeinrichtungen wiederum setzen auf Palliative Care, die Heime lehnen in der Regel den assistierten Suizid ab. Das führt zu einer Spaltung.

Was wäre die Lösung?

Mösli: Meiner Meinung nach müsste sich Palliative Care für den Grenzfall des assistierten Suizids öffnen.

Frau Kuhn, was kann Exit - abgesehen vom assistierten Suizid - leisten, was die Seelsorge nicht leisten kann?

Kuhn: Was Herr Mösli kritisch sieht, sehe ich als Chance: Dass eine Person bei Exit vielleicht ehrlicher formulieren kann, was ihr Wunsch ist. Denn nicht nur wir haben einen Hut an, sondern auch die Seelsorge. Ich weiss von Menschen, die dem Pfarrer am Spitalbett etwas anderes erzählen als uns. Ich glaube, am Ende ist die Qualität der Beziehung entscheidend. Also das Vertrauen, das zwischen mir und der ratsuchenden Person besteht. Da spielt es auch keine Rolle, ob das Gegenüber ein Seelsorger, eine Hausärztin oder eine Exit-Vertreterin ist.

Mösli: Ich sage nicht, dass das Gegenüber ein Seelsorger sein muss. Auch eine Hausärztin kann diese Rolle übernehmen. Aber es muss jemand sein, der nicht für die gleiche Instanz arbeitet, die dann auch den assistierten Suizid durchführt.

«Auch mit Palliative Care bekommen wir das Sterben nicht in den Griff. Es ist eben kein Problem, das sich lösen lässt, sondern etwas, das mit uns geschieht.»

Pascal Mösli

Kuhn: Ich teile diese Einschätzung nicht. Interessant ist dabei auch die paradoxe Tatsache, dass sich viele von unseren Ratsuchenden wieder von der Idee des begleiteten Suizids abwenden, gerade weil wir ihn im Angebot haben. Anders formuliert: Erst die Möglichkeit, die Exit eröffnet, bringt viele auch wieder von ihrem Entscheid ab.

Herr Mösli, Sie schlagen vor, dass sich Palliative Care für den assistierten Suizid öffnet. Wäre das eine neue Organisation?

Mösli: Es wäre keine neue Organisation, eher eine Erweiterung der bisherigen Palliative-Care-Bewegung. Die Menschen erhalten ja bei Palliative Care in ihrem Leiden und in ihren Schwierigkeiten Unterstützung. Die Erweiterung würde darin bestehen, dass der Grenzfall «assistierter Suizid» nicht ausgeklammert wird. Vielmehr würde er als Grenzfall der Selbstbestimmung angesehen.

Selbstbestimmung wird aber sehr unterschiedlich definiert.

Mösli: Die Pionierin für Palliative Care, Cicely Saunders, hat die Selbstbestimmung einmal wie folgt beschrieben: «Selbstbestimmung heisst, wir wollen Platz schaffen, dass diese Person ihre eigene Entwicklung machen kann.» Diese Definition gefällt mir sehr. Es geht um einen Prozess und darum, wie verschiedene Menschen dazu beitragen können, dem Menschen «einen Platz zu schaffen». Selbstbestimmung ist also Teil eines gemeinschaftlichen Geschehens.

Trotzdem hätte in solch einer Organisation auch der assistierte Suizid seinen Platz.

Mösli: Ja, er wäre eine Handlungsoption im Grenzfall. Und dann würde es auch nicht mehr diese absurde Situation geben, dass Menschen ihre gewohnte Umgebung verlassen müssen, um den assistierten Suizid bei einer Sterbehilfeorganisation in Anspruch zu nehmen. Was mich aber in diesem Gespräch stört, ist dieser Tunnelblick auf den assistierten Suizid.

Inwiefern?

Mösli: In der Schweiz wählen 0,7 Prozent den assistierten Suizid. Viel mehr Menschen aber, nämlich rund 40 Prozent, sterben in der Schweiz infolge passiver Sterbehilfe. Bei diesen Menschen wird also auf lebenserhaltende Massnahmen verzichtet. Mein Anliegen wäre es, dass viel bekannter wird, wie heute in der Regel gestorben wird.

Wie stirbt heute die Mehrheit der Menschen?

Mösli: Eben nicht mehr nach dem Cliché «so lange wie möglich an den Schläuchen hängend», sondern die Selbstbestimmung spielt eine wichtige Rolle. Man wird gefragt – oder hat in einer Patientenverfügung seine Vorstellung vom Sterben hinterlegt. Deshalb ist es auch so wichtig, sich über das eigene Sterben Gedanken zu machen und sich mit seinen Angehörigen auszutauschen. Denn diese werden bei Bewusstlosigkeit gefragt werden.

Kirchenvertreter sehen in der Palliative Care oftmals das Wundermittel, das alle Probleme löst. Ist das wirklich so?

Mösli: Nein, auch mit Palliative Care bekommen wir das Sterben nicht in den Griff, nicht immer lassen sich alle Schmerzen behandeln. Sterben ist eben kein Problem, das sich lösen lässt, sondern etwas, das mit uns geschieht. Palliative Care sucht aber mit dem sterbenden Menschen Wege, die er selbst gehen möchte. Dies kann sich auch täglich ändern: Wie viel Schmerzen halte ich aus, was möchte ich noch erledigen, wen möchte ich noch sehen – um solche Fragen geht es. Palliative Care ist im Kern das Anliegen, dass wir Menschen uns im Sterben nicht alleinlassen.

Frau Kuhn, was halten Sie von der Idee, Organisationen wie Exit aufzulösen und in eine neue Organisation überzuführen?

Kuhn: Exit ist derzeit nicht wegzudenken. In einer neuen Organisation bliebe die von Ihnen kritisierte Bandbreite an unterschiedlichen Beratern bestehen. Es gibt grosse Unterschiede unter den Seelsorgern, das gleiche gilt für die Freitodbegleiterinnen von Exit. Letztlich sind wir alles einfach nur Menschen. Ein Problem, das ich allerdings bei der vorgeschlagenen Organisation sehen würde: Ganz viele Menschen, die jetzt bei Exit anknöpfen, fallen bei der Philosophie von Palliative Care raus.

«Ich werde das Gefühl nicht los, dass es für gewisse Kreise chronisch und psychisch kranke Menschen nicht geben darf. Aber ihr Leidensdruck ist enorm. »

Melanie Kuhn

Welche Menschen meinen Sie?

Kuhn: Es melden sich bei Exit auch Betagte, die tatsächlich sozial vereinsamt sind oder an unterschiedlichen, nicht zwingend zum Tod führenden Gebrechen leiden. Dann auch all die Menschen mit psychischen und chronischen Erkrankungen. Sie alle kommen in der Philosophie der Palliative Care nicht vor – weshalb sie sich auch nicht dort melden. Sie melden sich aber auch nicht bei der Seelsorge oder dem Hausarzt. Diese Menschen fallen durch alle Helfernetze.

Mösli: Und genau da stellt sich doch die Frage, was wir als Gesellschaft tun. Es kann doch nicht sein, dass sich jemand wegen Vereinsamung in Begleitung suizidiert!

Kuhn: Einsamkeit alleine ist auch bei Exit nie eine Indikation für eine Freitodbegleitung. Wir benötigen zwingend ein Arztzeugnis, das auch körperliche Beschwerden ausweist.

Mösli: Es geht mir in diesem Fall auch nicht um das Arzzeugnis. Vielmehr: Einsame Menschen, die nur noch wenige Bindungen erleben, wollen oft nicht sterben, sie können einfach so nicht mehr weiterleben. Ich fuhr in Irland an einem Bergwerk vorbei, in dem früher einmal Arbeiter verschüttet wurden. Noch heute erinnert eine Tafel an das Unglück von damals: «Don't stop digging, I'm still not dead.» Hört nicht auf zu graben, ich bin noch nicht tot. Am Ende wurden noch zahlreiche Bergwerkarbeiter gefunden. Ich sehe das als Kapitulation, wenn wir verzweifelten Menschen den assistierten Suizid anbieten.

Kuhn: Aber diese Menschen kommen nun mal zu uns. Sie sind da und sehr real. Exit nimmt sie mit ihrem Anliegen ernst. Nur weil es problematisch ist, dass wir als Gesellschaft nicht allen alten und einsamen Menschen helfen können, dürfen wir ihnen nicht vorschreiben, dass sie ihr Leben unter diesen Umständen weiterleben müssen. Auch ein Seelsorger kann einen Menschen nicht aus seiner sozialen Vereinsamung retten.

Mösli: Das habe ich auch nicht behauptet. Ich bin kein Retter. Mich treiben vielmehr die Fragen um, wohin unsere Gesellschaft in den Fragen rund ums Sterben geht und wie sich die Palliative Care verändern muss, damit es Organisationen wie Exit nicht mehr geben muss.

Weshalb war der Suizid so lange Zeit ein Tabu in der Kirche, Herr Mösli?

Mösli: Bis heute gilt in den Kirchen, dass das Leben nicht dem Menschen gehört, sondern Gott. Gott hat es geschenkt – und deshalb kann der Mensch darüber nicht verfügen. Das Leben ist grösser als der einzelne Mensch, der ja ein Teil dieses Lebens ist. Doch das Problem war, dass die Kirchen dieses Argument auch gegen die Menschen gewendet haben. Gegen die Menschen, die in ihrer Verzweiflung nicht mehr leben konnten, die es nicht mehr geschafft haben, das Leben als Geschenk zu spüren, sondern nur noch als unerträgliche Last. Die Kirchen haben jahrhundertlang Menschen, die sich suizidierten, massiv verurteilt – und mit ihnen ihre Angehörigen. Dies prägt viele Menschen bis heute. Aber glücklicherweise haben sich die Positionen vieler Christen weiterentwickelt.

Wohin?

Mösli: Das Bild vom Leben als Geschenk ist zwiespältig. Man könnte ja auch sagen: Wer ein Geschenk erhält, kann damit machen, was er will. Der reformierte Theologe Karl Barth sagte einmal: «Dass du leben kannst und dass du das Leben geschenkt erhältst, kann im Umkehrschluss nicht bedeuten, dass du leben musst.»

Für die Kirche eine sehr revolutionäre Aussage, selbst in der heutigen Zeit.

Mösli: Absolut. Und ich würde sogar noch weiter gehen und sagen, dass der Mensch nicht das Geschenk des Lebens erhalten hat, sondern dass er selbst ein Geschenk ist. Der Mensch hat nicht das Leben, sondern er ist Teil des Lebens, Teil eines geheimnisvollen, grossen Prozesses. Er entscheidet und tut nicht nur, sondern er empfängt noch viel mehr. Selbstbestimmung ist nicht dasselbe wie Autarkie, sondern eingebettet in tausend Prozesse, in die ich verwoben bin. Viele wollen sterben, wie es Woody Allen einmal präzise formuliert hat: «Ich habe keine Angst vor dem Sterben. Ich möchte bloss nicht dabei sein, wenn es passiert.» Auch mit viel Sympathie für den Regie-Altmeister: So einfach macht es uns das Sterben nicht.

Waren Sie als Seelsorger jemals bei einem assistierten Suizid dabei?

Mösli: Nein. Ich wurde nie gefragt.

Würden Sie eine Person, die sich für diesen Weg entscheidet, bis ans Ende begleiten?

Mösli: Grundsätzlich käme das in Frage. Entscheidend ist die konkrete Situation. Wenn ich als Seelsorger diesen Menschen auf seinem ganzen Weg begleitet hätte und er auch sonst keine Bezugspersonen hätte, dann ja: Ich würde mit ihm den Weg bis ans Ende gehen und bei ihm bleiben.

Sie ringen sichtlich um eine Antwort.

Quält Sie diese Vorstellung?

Mösli: Quälen ist das falsche Wort. Es sind einfach sehr anspruchsvolle Situationen. Und man kann beim Dabeisein, selbst bei guter Vorbereitung, unverhofft Teil von etwas werden, das man nicht gesucht hat.

Wie meinen Sie das?

Mösli: Ich weiss von einer Frau, deren Mann den assistierten Suizid wählte. Der Mann wünschte sich, dass seine Frau ihn während der Einnahme des Mittels bis zum Todeseintritt im Arm hält. Sie tat es für ihn. Später aber ist sie dieses Bild nie mehr losgeworden und litt darunter. Die Frau wurde zur «Gefangenen» seines Suizids, wie es ein Pfarrer einmal bei einer Abdankung ausdrückte. Ich will mit diesem Beispiel keine Polemik betreiben. Vielmehr möchte ich aufzeigen, wie anspruchsvoll solche Situationen sind und was für Auswirkungen sich für Hinterbliebene ergeben können. Nur leider wird in der aktuellen Debatte über solche Dinge wenig gesprochen.

Kuhn: Meine Erfahrung ist eine andere. 95 Prozent aller Sterbewilligen, die von Exit begleitet werden, sterben bei sich zuhause in vertrauter Umgebung. Es ist unsere Pflicht, auch ihre Angehörigen auf den assistierten Suizid vorzubereiten. Schliesslich müssen sie danach mit dem Ereignis weiterleben können. Was ich bei meiner Arbeit erlebe, ist, dass Angehörige in erster Linie um den Verlust ihrer Liebsten trauern – nicht aber wegen der Art, wie diese gestorben sind. Auch bin ich der Meinung, dass die Medien sehr wohl über die Formen des Sterbens berichten. Es gibt ja auch immer mehr Betroffene. Allerdings tendiert die Berichterstattung über Sterbehilfe sehr ins Polemische und Unsorgfältige.

Ginge es nach Ihnen, Herr Möсли, wie müsste Exit sich verändern?

Möсли: Die Organisation selbst sollte sich anpassen. Exit könnte sagen: Wir kehren zu dem zurück, wie alles angefangen hat: nämlich nur sterbenskranke, schwer leidende Menschen in ihrer letzten Phase zu begleiten.

Kuhn: Und bei allen anderen sagen wir: Tut uns leid, machen wir nicht?

Möсли: Ja.

Kuhn: Das ist unvorstellbar für uns. Gerade Sterbenskranke haben heute mit der Palliative Care gute Möglichkeiten, möglichst schmerzfrei und gut betreut zu sterben. Herausfallen würden somit all die chronisch und psychisch kranken Menschen. Irgendwie werde ich das Gefühl nicht los, dass es für gewisse Kreise diese Menschen und ihre Schmerzen nicht geben darf. Aber ich weiss von meiner Arbeit: Ihr Leidensdruck ist enorm. Und ich gehe davon aus, dass künftig noch mehr Personen, die nicht sterbenskrank sind, Sterbehilfeorganisationen wie Exit in Anspruch nehmen werden.

Herr Möсли, Sie wollen solche Menschen tatsächlich einfach sich selbst überlassen?

Möсли: Nein, natürlich nicht. Ich finde allerdings, dass gerade der assistierte Suizid ein Weg sein kann, jemanden mit seinem Leid alleinzulassen. Wir wollen und können nicht aushalten, dass es in der jetzigen Situation keine Lösung gibt.

Nochmals die Frage: Was hat die Seelsorge solchen Menschen zu bieten?

Möсли: Wir sollten bei ihnen bleiben, auch wenn wir im Moment vielleicht nichts anderes zu bieten haben als diese Präsenz. Ich begleite oft Menschen, die Suizidgedanken hegen. Zwei Dinge sind aus meiner Sicht zentral: dabeibleiben und den riesigen Schmerz anerkennen. Und dazu an der Überzeugung festhalten, dass es einen anderen Weg geben kann. Sonst können wir die Suizidprävention bleiben lassen.

Kuhn: Nein, das finde ich nicht. Man kann auch der Überzeugung sein, dass es einen Weg gibt – und dabei trotzdem die Möglichkeit eines assistierten Suizids offenhalten.

Frau Kuhn, der kontrollierte Tod als unaufgeregter Akt weckt selbst in progressiven Kreisen Unbehagen. Woher stammt dieses Gefühl?

Kuhn: Das hängt wohl mit der Geschichte zusammen. Angefangen hat Exit in einem Graubereich in den 80er Jahren. Heimlich haben ein Pfarrer und ein Arzt Menschen begleitet, die mit einem Medikament aus dem Leben scheiden wollten. Diese Pioniergeneration hat sehr stark gekämpft. Unter anderem auch gegen die medizinisch-technischen Fortschritte, die immer mehr dafür sorgten, dass sterbende Menschen endlos lange am Leben gehalten wurden.

Exit hat massgeblich dafür gesorgt, dass die Menschen heute eine andere Haltung gegenüber den medizinischen Möglichkeiten am Ende des Lebens haben.

Kuhn: Ja, und heute ist man auf dem Weg zu einer grossen, professionellen Organisation. Dabei müssen wir sehr, sehr sorgfältig arbeiten und dürfen keine Fehler machen. In der Öffentlichkeit existieren da und dort auch falsche Bilder von dem, was wir tun.

Möсли: Entschuldigung, aber mir läuft es kalt den Rücken hinunter, wenn Sie sagen, dass Exit keinen Fehler machen darf. Solche Sterbebegleitungen und die damit verbundenen Prozesse können doch nicht von Einzelpersonen einer Organisation wie Exit abhängen, die sich wiederum selbst überwacht. Die Frage vom assistierten Suizid darf nicht einzig bei Organisationen wie Exit oder Dignitas liegen.

Kuhn: Das ist nicht korrekt. Exit wird von aussen streng überwacht – sowohl durch Angehörige, involvierte Ärzte als auch in jedem einzelnen Fall durch die Justiz, die nach einer Begleitung sowohl die verstorbene Person als auch deren medizinische Krankenakte untersucht.

Herr Möсли, egal wie man zu Exit steht: Die Leute suchen die Organisation auf und vertrauen ihr offenbar.

Möсли: Das stimmt. Gerade deshalb wäre eine gesellschaftliche Diskussion so wichtig. Nehmen wir als Beispiel Demenz: Gemäss Prognosen werden in Zukunft vierzig bis fünfzig Prozent aller alten Menschen an dieser Krankheit leiden. Es wird also sehr wichtig sein, wie wir als Gesellschaft über Demenz denken und welche Vorstellung wir von ihr entwickeln, ob das ein Leben ist, das sich noch lohnt – oder nicht. Wir sind da erst am Anfang. Aber was heisst es, wenn sich in einer Gesellschaft die Position verbreitet: Demenz: Da verstehen wir, dass man nicht mehr weiterleben will! Für diesen Fall gibt es Sterbehilfeorganisationen.

Frau Kuhn, verändert die abgeklärte Art und Weise, wie heute die Gesellschaft über das Sterben spricht, unseren Umgang mit dem Tod?

Kuhn: Im besten Fall trägt dies zu einer Enttabuisierung des Themas und zu einer guten Debatte bei. Dass eine hochindividualisierte Gesellschaft das Leben einer demenzkranken Person stigmatisiert und ein solches Leben für sich selber ausschliessen möchte, erklärt sich von selbst. Die Vorstellung, völlig abhängig zu sein von Dritten und die gesellschaftlichen Regeln nicht mehr zu begreifen, behagt wohl niemandem von uns.

Wie sehr trägt das Angebot von Exit zu dieser Entwicklung bei?

Kuhn: Viele sehen Exit als Ursache dieser Diskussion. Das stimmt aber nicht. Der heutige Umgang mit all den Fragen rund um das Sterben ist ein gesellschaftliches Phänomen. Dieses wiederum gründet im Zeitgeist totaler Selbstbestimmung.

«Ich möchte auch über andere Facetten des Sterbens sprechen. Über die Herausforderung, Selbständigkeit abzugeben und sich helfen zu lassen.»

Pascal Mösli

Mösli: Aber Exit hat einen grossen Einfluss, wie unsere Gesellschaft über diese Themen spricht. Und die Vorstellung, dass in der gesellschaftlichen Debatte der assistierte Suizid wie eine Dienstleistung am Lebensende zur Verfügung steht, bereitet mir als Seelsorger und Bürger dieses Landes Sorgen. Es hat nämlich auch zur Folge, dass wir Phänomene der Bedürftigkeit, des Alterns und des Sterbens stigmatisieren. Als Gesellschaft müssen wir darüber sprechen, dass wir im Leben auch auf andere angewiesen sind und nicht immer alles selber kontrollieren können.

Kuhn: Ich bin einverstanden, dass wir alles dafür tun sollten, dass Kranke und Alte ihr Leben für lebenswürdig erachten können. Aber es gibt nun einmal Menschen, auch nicht todkranke, die nicht länger Hilfe annehmen möchten – und die nicht nur aus einer Not heraus ihr Leben beenden wollen, sondern mit einer grossen inneren Bereitschaft. Ist das nicht auch eine Frage des Respekts, sie und ihren Wunsch ernst zu nehmen?

Frau Kuhn, wie steht Exit eigentlich der Kirche gegenüber?

Kuhn: Von unserer Seite gibt es keine Feindschaft. Diese Art zu denken entspricht mir und meinen Kollegen auch nicht. Wohl eher deklarieren gewisse fromme Kirchenkreise uns als Gegner. Die Arbeit von Exit ist heute in der Bevölkerung etabliert und anerkannt, ganz im Gegensatz zu früher. Dafür muss sich heute die Kirche eher rechtfertigen für ihr langes Tabuisieren gewisser Realitäten am Ende des Lebens.

Herr Mösli, ärgern sich Kirchenvertreter über Sterbehilfeorganisationen wie Exit oder Dignitas?

Mösli: Ich kann nur für mich sprechen. Ja, ich ärgere mich manchmal. Weil die Sterbehilfeorganisationen zu stark die gesellschaftliche Diskussion in der Schweiz über das Sterben dominieren. Ich würde mir wünschen, dass wir auch über andere Facetten des Sterbens sprechen. Über die Herausforderung, Selbständigkeit abzugeben und sich helfen zu lassen. Ebenso über das Geheimnis des Sterbeprozesses, der uns entzogen ist und zugleich das Menschsein ausmacht. Wir sollten auch andere Möglichkeiten, in aussichtslosen Situationen den Todeszeitpunkt mitzubestimmen, ins Zentrum rücken.

Welche denn?

Mösli: Beispielsweise das Sterbefasten, also der Verzicht auf Flüssigkeit und Nahrung.

Wie lautet eigentlich die offizielle Haltung der reformierten Kirche zum assistierten Suizid?

Mösli: Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund als Dachorganisation der reformierten Kirchen in der Schweiz hat in einem Papier zum Ausdruck gebracht, dass die Kirche den Leuten keine Einheitsmoral aufzwingt. Will heissen: Den Gewissensentscheid jedes Menschen gilt es zu respektieren. Zugleich sollen Menschen so unterstützt werden, dass sie diesen Entscheid in einem Netz von Verantwortung fällen können – sich selber gegenüber, anderen Menschen gegenüber und Gott gegenüber.

Und was heisst das konkret?

Mösli: Es zählt der Weg, den jeder persönlich geht. Der reformierte Blick auf das Thema ist ein sehr differenzierter und umfassender, wie ich finde. Deshalb ärgert es mich manchmal, dass wir bei dieser Frage einfach in den Topf mit anderen Kirchen geworfen werden.

Mit welchen?

Mösli: Mit all jenen, die sagen, dass der assistierte Suizid unter gar keinen Umständen toleriert werden kann.

Menschen im Sterben zu begleiten ist seit je eine Aufgabe der Kirche. Könnte sich das ändern, Frau Kuhn?

Kuhn: Das weiss ich nicht. Was ich aber merke: Etliche Rat-suchende, die zu Exit kommen, haben sich von der Kirche abge-wendet. Die Kirche ist für sie kein Ort, wo sie Antworten erhal-ten. Aus welchen Gründen auch immer.

Mösli: Die Kirche leistet bereits sehr viel und wird dies auch in Zukunft tun, davon bin ich überzeugt. Wo ich noch Potenzial sehe: Die Kirchgemeinden als Netzwerke verfügen über immens viele Kontakte zu Menschen in Not. Sei dies beim Besuchsdienst, im Rahmen von Trauergruppen, bei der Begleitung von Angehö-rigen und Sterbenden. Eine Zusammenarbeit von Kirchen mit den palliativen Netzwerken könnte da eine neue Kraft entwi-ckeln. In erster Linie sollten dabei Bürgerinnen und Bürger ein-bezogen werden, und nicht einzig Profis. Aber am wichtigsten bleibt, dass die Kirche zu den Menschen geht, die ihre Unterstüt-zung wünschen: zu den Sterbenden, den Angehörigen und auch den Helfenden.

Kuhn: Das sehe ich auch so. Wenn ich sehe, wie viele Menschen alleine ihre Fragen und Ängste in Bezug auf das Sterben wälzen, kann es eigentlich nicht zu viel aufsuchende Arbeit und Haus-besuche geben. Die Kirche leistet hier unbestritten sehr wichti-ge Arbeit.

Frau Kuhn, glauben Sie, dass der Mensch einzig sich selbst gehört?

Kuhn: Sagen wir es mal so: Ich bin überzeugt, dass jemand sein Leben beenden darf – und dass das richtig ist. Aber auch mit dieser Ansicht weiss ich, dass kein Mensch nur mit sich selber ist. Jeder hat ein Umfeld, und dort sind auch Beziehungen zu finden. Beziehungen müssen aber nicht zwingend eine Bindung ans Leben bedeuten. Aber um auf Ihre Frage zurückzukommen: Letztlich gehört der Mensch sich selbst, ja.

Herr Mösli, darf jemand sein Leben beenden?

Mösli: Was ein Mensch darf, kann nur er selbst im Gegenüber seiner Nächsten und dem grossen Ganzen, Gott, entscheiden. Exit sagt, dass der assistierte Suizid eine Option ist. Ich sage: Nein, er ist keine Option.

Sondern?

Mösli: Der allergrösste Notfall.

Aber ein Mensch darf sich töten.

Mösli: Ja. Weil ich weiss, dass es Situationen gibt, in denen es Menschen einfach nicht mehr schaffen weiterzuleben. Das an-erkenne ich.

Frau Kuhn, Herr Mösli, wie möchten Sie idealerweise sterben?

Mösli: Am liebsten draussen in der Natur, unter Bäumen, an einem Fluss. Mit Leuten um mich herum, die schauen, dass es mir so gut wie möglich geht und ich nicht in Panik gerate. Ich möchte möglichst wach sein. Ich weiss nicht, woher dieser Wunsch kommt: Aber die Vorstellung, im Freien zu sterben, gibt mir Kraft.

Kuhn: Ich ahnte, dass diese Frage noch kommen wird. Also: nicht mit Exit. Auch wenn ich es natürlich gut finde, dass es die Organisation gibt. Wichtig wäre mir, dass mir Zeit bleibt, um mich von meinen lieben Menschen zu verabschieden. Könnte ich wählen, dann möchte ich darauf vertrauen, dass ich mein Sterben nicht kontrollieren muss. Ich möchte mit mir im reinen sein und sagen: Alles ist gut. Ich kann jetzt gehen. Von diesem Punkt bin ich aber noch ziemlich weit entfernt.

Oliver Demont ist Redaktionsleiter bei *bref*.
oliver.demont@brefmagazin.ch

Die Pfarrerin Andrea Aebi ist Projektleiterin Radio/TV
bei den Reformierten Medien.
andrea.aebi@ref.ch

Der Fotograf Roshan Adhietty lebt in Zürich.
www.adhietty.ch

Reto Camenisch Simmental



Von der Simmenfluh aus sieht man das Wahrzeichen des Thunersees, den Niesen. Die klassische Bergform, das spitze Dreieck, verschwindet aus dieser Perspektive und der Berg ist kaum wiederzuerkennen. Wie symbolisch.

Der Fotograf Reto Camenisch zählt zu den bekanntesten und eigenwilligsten Fotografen der Schweiz. *NZZ*, *FAZ*, *Geo* und *Du*; kaum ein Titel, der nicht auf sein Schaffen setzt. Für *bref* schafft er eine Serie, welche die Bildkontemplation ins Zentrum rückt. Der 1958 geborene Camenisch lebt in Bern.

«Flügge, halt die Klappe!»

**Tobias Zehnder interviewte den Bestsellerautor Erik Flügge für *bref*.
Einige Zeit später wurde ihm klar, was ihn an Flügges Kritik so nervt.
Eine Replik.**

Von Tobias Zehnder

Erik Flügge stört sich am sonntäglichen Kirchensprech. Und mancher Kirchenmensch stört sich an Erik Flügge. Dabei ist Flügges Forderung simpel: «Sprecht doch einfach über Gott, wie ihr beim Bier sprecht.» Mit seinem Appell rennt der Kommunikationsberater längst nicht nur bei Kirchenkritikern offene Türen ein. Auch von Pfarrern erhält der Bestseller *Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt* Zuspruch. Ich möchte Flügge gerne vorbehaltlos zustimmen. Als Vikar und Teil der Kirche kenne ich aber auch die andere Seite und weiss: Ganz so einfach ist das nicht.

Manche Leser sind von Flügge begeistert, andere eher entgeistert. Zu Flügges Provokationen kann man sich irgendwie nicht nicht verhalten. Das Ziel des Autors ist damit erreicht: Man redet über die Sprache in der Kirche. Flügge versteht sein

Buch als Beitrag, «damit künftig das Christentum nicht durch seinen grässlichen Kirchensprech die Chance auf Verkündigung verspielt». Dem Autor ist die Kirche wichtig, keine Frage.

Im Kern stimme ich Flügge zu. Ja, die Kirche hat ein Sprachproblem, und ja, dieses Problem sollte besser gestern als heute in Angriff genommen werden.

Von Flügges polemischem Stil kann man halten, was man will. Mir gefällt er nicht. Dumm nur, dass er notwendig ist, um Schwung in die Diskussion zu bringen. Denn wenn so mancher Kirchenfunktionär bei der Lektüre einen dicken Hals bekommt, ist das lediglich ein weiterer Beleg dafür, dass der Kirche eine bessere Feedbackkultur und etwas mehr Kritikfähigkeit gut zu Gesicht stünden. Denn eigentlich sagt Flügge nichts Neues. Er sagt es nur medienwirksamer.

Nicht, dass der Autor die Kirche kritisiert, stört mich, sondern vielmehr, wen er dafür ins Visier nimmt. Vieles bürdet er dem Pfarrpersonal auf. Das gefällt. Sind doch die abgehobenen Pfarrherren, die alles besser wissen und auch so predigen, in Ungnade gefallen. «Wo Gott hockt», das haben längst nicht mehr die Pfarrer zu bestimmen. Und jetzt kommt da einer, der dem selbstgefälligen Berufsstand auf die Finger haut und ihn an seine Aufgabe erinnert. Dabei steht der Pfarrberuf schon seit längerem auf dem Prüfstand. In vielen Landeskirchen stehen Umstrukturierungen an oder sind bereits im Gange. Pfarrstellen werden reduziert, andere ganz gestrichen.

Trotzdem leisten viele Pfarrer und Kirchenleute noch immer oder erst recht sehr gute Arbeit – nicht allein in sprachlicher Hinsicht. Den Herrn Pfarrer gibt es fast nur noch in den Köpfen seiner Kritiker. Dort aber treibt er weiterhin sein Unwesen. Sehr zum Nachteil realer Pfarrerrinnen und Pfarrer.

In manchen privaten Gesprächen unterschlage ich meinen Beruf. Nicht aus Scham, sondern ganz einfach deshalb, weil ich mir die pauschalen Abkanzelnungen, zu denen auch Flügge zuweilen tendiert, nicht anhören mag. Denn auch wenn das Ansehen des Pfarrberufs gelitten hat: die Erwartungen an ihn haben es nicht. Das wird auch bei Flügge deutlich, der von den Predigern vollen emotionalen Einsatz fordert.

Den Druck, Sonntag für Sonntag gute Predigten zu liefern, spüre ich selbst deutlich. Zu Beginn meines Studiums habe ich mir geschworen, eine verständliche Sprache zu behalten. Ein frommer Wunsch. Wer im akademischen Milieu auf gute Bewertungen angewiesen ist, knickt irgendwann ein. Ich bin eingeknickt. «Die Universität bildet Theologen aus, nicht Pfarrer.» Dieser Satz ist mir gleich mehrmals begegnet. Und nun, sechs Jahre später, soll ich quasi über Nacht meine Sprechgewohnheiten wieder anpassen.

Flügge hat gut reden, denn er kann gut reden. Regelmässige Sprechkurse im Studium und auch später, so wie er vorschlägt, wären hilfreich. Doch erst im Vikariat begegnet mir so etwas wie ein Sprechcoaching. Und auch wenn man vieles lernen kann, Redegewandtheit ist nicht jedem gegeben. Ich für meinen Teil bin oft froh, wenn ich mein Anliegen im Gespräch einigermaßen verständlich formulieren kann. Bin ich deswegen für den Pfarrberuf ungeeignet?

Wenn ich Flügge lese, meine ich: ja. Nach ihm soll die Kirche anstelle ihrer egalitären Haltung danach suchen, «dem grössten Talent einen Raum zu bieten». Das «Streben nach Spitzenförderung» sei in der Kirche nicht verankert. Ich bin dankbar, dass das so ist. Eine «Kultur der Egalität» hat durchaus ihre Fehler, wie Flügge ganz richtig aufzeigt: «Alle müssen gleich sein, also im Zweifelsfall auch alle miserabel.» Dennoch ziehe ich die Egalität der Leistungskultur vor. Eine Leistungskultur honoriert allein die, die wissen, wie man sich in einer Ellenbogengesellschaft behauptet. Die anderen gehen unter. Das ist nicht meine Kirche. Und Flügges Vorschlag eines Predigtprüfers, der bei guter Leistung Gehaltsboni verteilt, halte ich für geradezu schädlich. Ich will keinen Pfarrer, der sich bloss Mühe gibt, weil er sich davon einen Bonus erhofft. Oder einen, der ob des ständigen Prüfungsdrucks zugrunde geht. Ich will keinen Wettkampfgeist in Pfarrteams, wenn ohnehin in vielen Kirchgemeinden Konflikte gären. Wenn wir angeblich

berufene Menschen mit noch mehr Geld motivieren müssen, ist etwas faul in der Kirche. Flügge selbst beschreibt die Situation eines Priesters, der offenbar «besser» als andere predigt, was ihm von Kollegen negative Rückmeldungen einbringt. Ein Zuschuss für diesen Priester trüge wohl kaum zur Beruhigung der Situation bei.

Flügges Problemskizze, das «Verrecken der Kirche», wird sich mit ein paar kosmetischen Eingriffen an der Oberfläche kaum verhindern lassen. Arnd Bünker, Leiter des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts, sieht bei der Kirche denn auch mehr ein Relevanz- als ein Sprachproblem. Nach ihm kämpfen die Kirchen «gegen ihre weitgehende Bedeutungslosigkeit an». An der Einsicht, dass Volkskirchen mehr und mehr zu Minderheitenkirchen werden, führt kein Weg vorbei. Ich denke aber, dass wir Reformierten gerade beim Gottesdienst eine grosse Freiheit haben, die uns zugute kommt. Anders als andere Konfessionen sind wir nicht an eine mehr oder weniger starre Liturgie gebunden. Das gilt es zu nutzen.

Gefährdet ist diese Freiheit in der Realität allerdings durch eine Kirche, die in ihrem System festgefahren ist. Pfarrer müssen sich gegenüber vielen Instanzen und Menschen verantworten. Und sie sind von deren Wohlwollen abhängig. Nicht allein wegen eines guten Arbeitsklimas, sondern auch zur Sicherung der eigenen wirtschaftlichen Existenz.

Eine Feedbackkultur zur Predigt, wie Flügge sie beklagt, ist überfällig. Die Zeiten pfarramtlicher Einzelkämpfer, die sich nicht gerne von Kollegen in die Karten blicken lassen, sind vorbei. Die Kirche braucht aber mindestens genauso dringend eine Kommunikationskultur, die Konflikte und Fehler im System auf eine Weise auf den Tisch bringt, die annehmbar ist. Das aber kostet Geld, Zeit und eine gehörige Portion Offenheit gegenüber Andersdenkenden.

Ich möchte dem Autor in seinem Jargon zurufen: «Flügge, halt die Klappe!» Dann aber besinne ich mich, wie ich, der naturgemäss Debatten meidet, sie doch immens wichtig findet. Erst recht, wenn mich das Gegenüber und seine Aussagen so nerven wie bei Flügge.

Der Theologe und Journalist Tobias Zehnder absolviert seine Ausbildung zum Pfarrer in Utzenstorf BE. Er lebt in Bern.

Lesung und Diskussion mit Erik Flügge am Freitag, 14. Oktober um 19 Uhr im Kulturpark Zürich, Pfingstweidstrasse 10, 8005 Zürich.
Anmeldung: www.brefmagazin.ch

Wir sind eine weitläufige Kirchgemeinde mit etwas über 1000 Mitgliedern im katholisch geprägten Gebiet des oberen Entlebuch im Kanton Luzern. Unser Pfarrer wird im nächsten Jahr pensioniert, deshalb suchen wir auf den 1. August 2017 oder nach Vereinbarung

einen Pfarrer/eine Pfarrerin (100%, Job-Sharing möglich)

Ihr Profil

- Sie sind motiviert, sich in unserer grossflächigen Diasporagemeinde zu engagieren, schätzen Bewährtes und wagen Neues
- Sie haben Freude an der Zusammenarbeit mit vorwiegend freiwilligen Mitarbeitenden sowie auch am selbständigen Arbeiten
- Sie verkündigen das Evangelium begeistert, verständlich und lebensnah
- Sie haben theologisch klare Konturen, eine offene, landeskirchliche Haltung und sind gerne mit Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen unterwegs

Ihre Aufgaben

- Selbständige pfarramtliche Betreuung unserer Kirchgemeinde in allen acht angeschlossenen Dörfern (Marbach, Wiggen, Escholzmatt, Schüpheim, Flühli, Sörenberg, Hasle, Bramboden)
- Unterricht der Jugendlichen ab der 7. Klasse bis zur Konfirmation inkl. Unterrichtslager

Wir bieten Ihnen

- ein engagiertes Mitarbeiterkollegium und einen interessierten Kirchenvorstand, welche die Teamarbeit und gegenseitige Unterstützung schätzen und pflegen
- eine gute Infrastruktur und Entlastung durch unsere Verwaltung
- ein umfassend renoviertes Pfarrhaus mit Garten

Wir freuen uns auf Ihre schriftliche Bewerbung bis am 31. Oktober 2016 an den Präsidenten des Kirchenvorstandes:

Herrn Ulrich Fink, Wittenfären, 6196 Marbach.
Für Auskünfte Tel. 034 493 31 35 abends oder über Mittag, per Mail an ulrich-fink@bluewin.ch

Informationen erhalten Sie auch von Pfarrer Ulrich Erhard, Tel. 041 486 12 28,
E-Mail ref_escholzmatt@hotmail.com

Weitere Infos inkl. Stellendokumentation unter www.refescholzmatt.ch

Die Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Niederhasli-Niederglatt sucht per 1. Januar 2017 oder nach Vereinbarung eine/einen

Sozialdiakonin/ Sozialdiakon (Teilzeit 50%)

mit Schwerpunkt Erwachsenen- und Seniorenarbeit.

Wir freuen uns auf eine Persönlichkeit, die

- mit Herzlichkeit und Interesse auf unsere Seniorinnen und Senioren zugeht
- Freiwillige motivieren, begleiten und fördern kann
- gerne sowohl selbstständig als auch im Team arbeitet
- bereits eine Ausbildung im Bereich Sozialdiakonie hat oder in Ausbildung ist
- sich mit den Werten der evangelisch-reformierten Kirche identifiziert
- Mitglied der Evangelisch-reformierten Landeskirche ist

Zu Ihren Hauptaufgaben gehören:

- die Leitung des Besuchsdienstes
- Beratung und Seelsorge
- die Organisation und Leitung der Seniorinnen- und Seniorenferien/Familienferien
- Begleiten des Mittagsplausches (einmal monatlich)
- diakonische Angebote für Flüchtlinge evaluieren und begleiten

Wir bieten Ihnen:

- ein Arbeitsumfeld mit Gestaltungsspielraum
- Zusammenarbeit mit: Pfarrteam, Jugendarbeiterin, Sekretariat und Kirchenpflege
- Anstellungsbedingungen gemäss Personalrecht der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich
- Büroräumlichkeiten im neuen Kirchenzentrum in Niederhasli

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne Paul Knöpfli, Präsident der Kirchenpflege, Tel. 079 964 68 25

Ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Bewerbungsunterlagen senden Sie bitte bis 20. Oktober 2016 an:

Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Niederhasli-Niederglatt, z.H. Herrn Paul Knöpfli, Nöschikonstrasse 3, 8155 Niederhasli, oder per E-Mail an: paul.knoepfli@zh.ref.ch

Kürzlich wurde ich in meinem Blog wieder einmal mit einem Thema konfrontiert, das – wie ich bis anhin fälschlicherweise annahm – mit mir nichts zu tun hat; nämlich mit einem Mann ü30, der noch bei seinen Eltern lebt. Wie so oft hielt ich die Frage zuerst für einen Scherz, aber dann packte mich das Thema im Nacken und stiess mich mit der Nase in den eigenen Mist der Kindererziehung, und dort roch es nicht so gut wie erwartet...

Ich halte grosse Stücke auf meine Erziehung, die Vermittlung von Werten nimmt einen wichtigen Platz darin ein. Mein Sohn besucht eine Multikulti-Schule, er begegnet tagtäglich Kindern aus knapp vierzig Nationen, und es war mir immer wichtig, dass er die Achtung vor anderen Kulturen und Lebensansichten lernt.

Das ist mir sehr gut gelungen, ich habe einen sehr respektvollen jungen Mann mit breitem geistigem Horizont an meiner Seite. Wenn es aber darum geht, den Tisch zu decken oder abzuräumen, dann ist er weg. Er hat in seinen zwölf Jahren noch nie ein Badezimmer geputzt und nur zweimal die Wäsche gewaschen. Ich gestehe es mir nicht gerne ein, aber wenn ich so weitermache, dann ziehe ich einen elenden Pascha heran.

Ich kann meinem Sohn noch nicht mal einen Vorwurf machen; es gibt wohl



Kafi Freitag Generation Weichspüler

kaum ein Kind, das sich proaktiv am Haushalt beteiligt. Es liegt allein an mir, ihn in die Pflicht zu nehmen. Warum ich das nicht mache? Das habe ich mich auch gefragt. Liegt es daran, dass er ein Junge ist? Entsetzlicher geht kaum! Oder daran, dass er nur jede zweite Woche bei mir lebt und die anderen bei seinem Vater?

Vermutlich ist es eine Mischung aus vielem. Getrennt lebende Eltern laufen schnell einmal Gefahr, die Kinder zu ver-

ziehen. Aber ich erkenne diesen Zug auch bei intakten Familien. Eltern, die ihren Kindern alle Steine aus dem Weg räumen und ihnen den Weg des Lebens freischaufeln. Je mehr die Welt aus den Fugen gerät, umso lieber würden wir die Kleinen in Watte packen, von allem Bösen fernhalten und beschützen. Aber tun wir unseren Kindern damit wirklich einen Gefallen? Wollen wir wirklich eine Generation, die alles vor die Füsse geworfen erwartet? Wie war das noch mit der vielzitierten Resilienz? Wo soll sich diese wichtige Widerstandsfähigkeit entwickeln, wenn nicht in der Kindheit? Ist es nicht meine heilige Pflicht, ihn zu begleiten anstatt zu verschonen?

Ich habe meine Lehren aus dem gedanklichen Diskurs gezogen und die Watte weggepackt. Im Wissen darum, dass elterliche Liebe auch ohne diesen Weichspüler auskommt. Mein Sohn soll sich dem Sturm des Lebens stellen können, wie ich es schon oft musste. Und gopfnomoll das Badezimmer putzen!

Kafi Freitag, die auch in ihrem Pass so heisst, beantwortet bei *Watson* und auf ihrem Blog *Frag Frau Freitag* Alltagsfragen ihrer Leserschaft. Für *bref* denkt sie, die sich als «eher fern der Kirche, aber an deren Fragen interessiert» bezeichnet, über Religion und Alltag nach.

Wussten Sie, dass die Reformatoren den Bischof durch den Minister ersetzt haben?

In der *Tagesschau* sind schwarze Limousinen zu sehen, die vor einem Luxushotel vorfahren. Wieder einmal ein Treffen ranghoher Minister irgendwo in Europa. Auch in der Reformationszeit war «Minister» ein oft verwendetes Wort, allerdings mit kritischem Unterton gegen Würdentitel und Herrschaftsansprüche. In den reformierten Kirchenordnungen hat man das Bischofs- und das Priesteramt abgeschafft und dafür ein Amt eingeführt, das auf Latein «minister» hiess. Auf Deutsch schlicht und einfach: «Diener».

Bis heute ist ja das reformierte Pfarramt das «Dienstamt» am göttlichen Wort. Nun hat aber die Reformation das «göttliche Wort» neu entdeckt als Jesus Christus in Person, in dem sich Gott, die Quelle allen Lebens und alles Guten, den Menschen als Mensch zugewendet hat, und dies, das ist die Pointe des Christentums, die es von anderen Religionen scharf unterscheidet: nicht als Herrscher, sondern um ihnen zu dienen (vgl. Markusevangelium Kap.10). So sind reformierte Kirchenordnungen stets Dienstordnungen. Sie handeln von den Diensten des administrativ tätigen Personals in verschiedenen Aufgaben.

Mit Berufung auf den Apostel Paulus konnte Bullinger dann auch die politische Obrigkeit als Dienerin Gottes (vgl. Römerbrief Kap. 13) bezeichnen. Bei diesem Gott kann ihr christliches Ministerium natürlich nur lauten: Dienst an der menschlichen

Gemeinschaft und Sorge für Gerechtigkeit, Frieden und Wohlergehen der Menschen. Und noch in einem dritten Bereich begegnet derselbe Gedanke: Nach Bullinger ist der Dienst auch die Grundregel und das Geheimnis einer christlichen Ehe. In seiner Schrift über die Ehe stellt er das Bibelwort ins Zentrum: Einer trage die Last des anderen (Galaterbrief Kap. 6)! Und er erläutert ausführlich, wie dies im konkreten Ehealltag aussehen könnte.

Allerdings: Nur zu leicht kann der eigentliche Sinn des klingenden lateinischen Wortes «minister» in Vergessenheit geraten. Vermutlich deshalb sieht sich Bullinger genötigt, sowohl die Obrigkeit als auch die Eheleute immer wieder an diesen eigentlichen Sinn zu erinnern. Im Blick auf den Dienst in der Kirche kann er dabei auch zu Bildern greifen, die den schwarzen Limousinen der europäischen Minister in nichts nachstehen. So greift er auf das alte Bild von der Kirche als Schiff auf den Wogen der Zeit zurück, um einzuschärfen: Die Würde der «Minister» besteht darin, hier als «Ruderknechte» tätig zu sein! Wem dies zu wenig der Ehre ist, soll bedenken: Wer auch noch für den Wind in den Segeln zuständig sein will, kann sich leicht übernehmen.

Peter Opitz leitet das Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich.



Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Stein AH

Sie ...

- ... achten die Schöpfung?
- ... finden Christsein eine spannende Sache?
- ... würdigen Tradition und Brauchtum?
- ... machen kirchliche Feiern zu prägenden Erlebnissen?
- ... schätzen verschiedene Gottesdienstformen?
- ... gehen auf die Verschiedenartigkeit von Jung und Alt ein?
- ... lassen sich gerne herausfordern?
- ... zeigen sich dort, wo Menschen zusammenkommen, sei es Sport-, Kultur- oder Kirchenanlass?
- ... fördern das Verständnis unter den Konfessionen und Religionen?
- ... experimentieren auch mal mit neuen Herangehensweisen?
- ... finden Pfarrerin/Pfarrer einen tollen Beruf?
- ... haben eine eigene Meinung?
- ... können in einem Team mit Pfarrerinnen / Sozialdiakoninnen und Freiwilligen arbeiten?

Wenn ja – dann interessieren wir uns für Sie!

Wir suchen per 1. Juni 2017 oder nach Vereinbarung eine Pfarrerin/einen Pfarrer. Ihre Stelle umfasst 70% und ist infolge Pensionierung nach Vereinbarung neu zu besetzen.

Stein liegt auf einem sonnigen Plateau im Kanton Appenzell Ausserrhoden und zählt ca. 1400 Einwohner, rund 750 Steiner und Steinerinnen sind reformiert.

Auskunft erhalten Sie von:

– Heinz Mauch-Züger
Co-Präsident Kirchenvorsteherschaft Stein
Tel. 071 367 20 41
E-Mail: info@marktwaerts.ch

– Claude Alain Séchaud
Pfarrer in Stein
Tel. 071 367 11 80
E-Mail: casechaud@bluewin.ch

Ihre Bewerbung senden Sie an:

– Heinz Mauch-Züger
Steinbruggen 715, 9063 Stein
E-Mail: info@marktwaerts.ch

Ihre Bewerbung mit den entsprechenden Unterlagen erhalte ich per Post oder per E-Mail bis spätestens 20. November 2016.

reformierte
kirche dietlikon

Die reformierte Kirchgemeinde 8305 Dietlikon sucht per Mai 2017:

Jugendarbeiter 80-100%

Kirchliche Kinder-, Jugend- und Familienarbeit ist bei uns zentraler Mittelpunkt in der Gemeinde. Wir suchen Sie, einen 30- bis 40jährigen, pädagogisch ausgebildeten Jugendarbeiter mit theologischem Interesse. Folgendes finden wir in Ihrem Rucksack:

- D** Die Fähigkeit, Kinder und Jugendliche zu begeistern, deren Gruppen und Lager zu leiten
- I** Interesse am Chorgesang, evtl. bereits eine Chorleiterausbildung
- E** Eigeninitiative, um neue Projekte zu entwickeln, planen und durchzuführen
- T** Theologische Grundbildung oder die Bereitschaft, eine zu absolvieren
- L** Lust in einer lebendigen Kirchgemeinde mit eingespieltem Team mitzuwirken
- I** Intention und Fähigkeit, Gruppen zum Singen anzuleiten
- K** Kreativität und Kontaktfreude, um unsere Jüngsten zu begeistern
- O** Organisationstalent, um Ihren Kunden im Alter von fünf bis fünfundzwanzig gerecht zu werden
- N** Neugierde auf die Menschen in unserem Dorf

Gerne unterstützen auch wir Sie mit:

- Der Möglichkeit, Ihr Engagement, **vorzugsweise ab Mai 2017 in einer 80-100% Stelle**, in einer lebendigen Kirchgemeinde mit aktivem Team und unterstützender Kirchenpflege einzubringen
- Der Freiheit, Ihre Arbeitszeit so einzuteilen, dass Sie und die Kirchgemeinde gleichermaßen profitieren
- Der Sicherheit einer zeitgemässen Entlohnung nach den Richtlinien der Zürcher Landeskirche

Wenn Sie mehr über unsere aktive Kirchgemeinde wissen wollen:
www.ref-dietlikon.ch

Gerne erwarten wir Ihre Bewerbungsunterlagen bis spätestens 31. Oktober 2016 an folgende Adresse:

Thomas Rutz, Kirchenpflegepräsident
Reformierte Kirchgemeinde Dietlikon
Dorfstrasse 15
8305 Dietlikon